

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg!

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Der Herzog war eingestiegen, die Thür wieder zugeflogen und von Scharfeneck schickte sich an, sein Pferd wieder zu besteigen und dem nähertrabenden Forstmeister entgegen zu reiten, ihm die allerhöchste Ungnade mitzutheilen. Da lehnte Elsa sich nochmals, doch diesmal mit ihrem halben Körper aus dem Thürfensterchen, das sie somit fast gänzlich ausfüllte und, die Hand weit ausstreckend, winkte sie Herrn von Scharfeneck zu sich heran. In ihrem fest-naiven Tone sagte sie, dem jungen Manne gleichsam die Hand zum Ruffe reichend:

„Ueberbringen Sie dem Herrn Forstmeister auch einen Gruß von seiner ganz ergebenen Dienerin.“

Doch die Liebe des Herrn Oberst zu dem schönen jungen Weibe muß nicht so groß gewesen sein, wie seine Furcht, sich in diesem kritischen Augenblick zu compromittiren. Er begriff sehr gut, weshalb Elsa sich so weit zu ihm herausgebeugt, doch erfaßte er die ihm gebotene Gelegenheit nicht und drückte keinen Fuß auf die schöne kleine Hand, was er übrigens, ganz ohne Schaden zu nehmen, gekonnt hätte. Er begnügte sich mit dem Beweis der Liebe der reizenden Schönen, der ihm in etwas ein Balsam sein konnte für die Scene, welche er soeben erlebte und die, welche er nicht mit erleben sollte. Er bestieg sein Pferd und ritt mit einem recht verbläfften, süß-saueren Gesichte davon.

Elsa verzog ihr hübsches Mündchen zu einem trohigen Schmollen und wandte sich wieder zu ihrem feurigen Liebhaber im Inneren des Wagens.

Das Thürfensterchen schloß sich in dem Augenblicke, als Scharfeneck den Herrn Forstmeister erreicht hatte. Dieser hörte schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, doch im

Inneren voll Grimm und Wuth, den herzoglichen Befehl an, dann wandte er, ohne ein Wort der Erwiderung, sein Pferd und ritt wieder dem Walde zu, jedoch langsamer, als er ihn verlassen hatte.

Der schmucke Herr von Scharfeneck kehrte auf seinen, für einen Oberst der Chevauxlegers etwas sonderbaren Posten bei dem Heurwagensalon zurück.

Zweites Kapitel.

Destner.

Der Forstmeister war, fast einem Betrunknen gleich, auf dem Karlsberg angekommen und sofort in seine eigene Wohnung geeilt. Die so plötzlich ihn betroffene definitive Allerhöchste Ungnade hatte wie ein betäubender Schlag gewirkt, von dem seine starke Natur sich noch nicht zu erholen vermocht. Wenn er auch Ähnliches gefürchtet, so war er doch weit davon entfernt gewesen, die Katastrophe so nahe zu glauben, und nun, da sie wirklich eingetreten, schmetterte sie ihn gleichsam widerstandslos darnieder. Doch dieser entmuthigende Zustand hielt nicht an, langsam sammelte er sich, und nach und nach kehrte seine Geistesklarheit zurück. In seinen stillen Räumen, die ihn sonst nur Morgens und Abends gesehen, saß er zusammengelauert in einem Lehnstuhl und brütete über seine Lage und was er zu thun habe, nicht, um das Verlorene wiederzugewinnen — in diesem Augenblicke dünkte ihn solches eine Unmöglichkeit, ein Wahnsinn — sondern aus dem Schiffbruch seines Lebens zu retten, was noch zu retten war. Doch auch solche Gedanken vermochte er nicht festzuhalten und zu verfolgen, denn ein Gefühl loderte immer mächtiger in ihm auf, bemächtigte sich

unwiderstehlich seines ganzen Seins: der Haß, die Wuth über die falsche Kreatur, die ihm Alles zu danken und mit dem schwärzesten, schändlichsten Undant gelohnt hatte. Seine Aufregung wurde endlich eine wahrhaft furchtbare, unbezwingliche. Von seinem Sitz trieb sie ihn empor, mit verzerrten Mienen, zornglühenden Augen und grimmig aufeinander gebissenen Zähnen durchraute er seine Wohnräume, die Häuste geballt, dann Flüche, Verwünschungen gegen Diejenige ausstößend, welche er als die Ursache seines Unglücks betrachten mußte.

Doch auch dieser neuen Aufregung folgte eine neue Ermattung, in seinen Sitz sank er zurück und eine lange Weile blieb er regungslos, die Hand vor die Augen geschlagen, liegen.

Endlich schien die Ruhe ihm wiederzukehren, und sie behielt nun auch die Oberhand über den früheren maßlosen, wilden Zorn. Jetzt vermochte er die vorhin in ihm aufgetauchten, doch vor seiner Aufregung rasch entflohenen Gedanken aufs Neue wachzurufen und zu bannen, und bald strengte er all seine Geisteskräfte an, um den Weg zu finden, den er nun zu gehen habe. Die Herrschaft Elsa's stand fest, wenn auch nicht für immer, doch für die nächste Zeit, und die rücksichtslose, undankbare Favoritin hatte tausendfach Gelegenheit, ihr Zerstörungswerk an seinen Interessen, seinem Leben zu vollenden. Eine Flucht wäre am sichersten gewesen, doch konnte er fort von hier ohne die Schätze, welche er sich während der fünfzehn Jahre seines Glückes gesammelt und hier in seiner Wohnung angehäuft? Nein, nein! dies war unmöglich. Seine heimlichen Reichthümer sollte er aufgeben? lieber sein Leben!

Der Gedanke machte ihn zittern, seine ganze Gestalt schüttelte sich wie im Fieberfrost und unstät irrten seine brennenden Augen in dem großen Raume umher, wo in Schränken und Kommoden die reichen silbernen und goldenen Früchte seiner fünfzehnjährigen Sparsamkeit oder, besser, Habsucht und heimlichen Diebereien aufgehäuft lagen. Er konnte sie wohl bergen vor den Augen der herzoglichen Späher, retten, wenn es einmal gänzlich mit ihm zu Ende gegangen sein sollte. O, daran hatte der kluge und vorsichtige Forstmeister schon vor vielen Jahren gedacht, damals, als er sich dies entlegene Appartement im obersten Stockwerk des Schlosses von seinem allergnädigsten Herrn ausbeten. Doch auch dies Bergen, vor allen Dingen aber das Hinausschaffen aus dem Schlosse hatte seine Schwierigkeit, es war mit der Zeit beinahe zu einer Unmöglichkeit geworden.

Destner hatte den Vertrauensposten bei dem Herzog sofort nach dessen unerwartet rasch erfolgtem Regierungsantritt erhalten; er war dabei gewesen, als man den Plan des neuen Schlosses entworfen, den ersten Stein zu dem Bau gelegt und den letzten eingefügt. Vielerlei Veränderungen waren während des Bauens selbst vorgenommen worden, denn die Launen, Anforderungen des Herzogs an seinen Baumeister Rosché (oder besser Roger), einer in der Baubauischen Zeit eingewanderten französischen Architektenfamilie entsprossen, waren so bizarr und mannichfach gewesen, daß der geschickte Baukünstler ihnen kaum hatte entsprechen können. Und doch mußte der Wille des Herrn geschehen

und wurde stets, wenn auch auf Kosten der Einheit des Bauwerks, ausgeführt.

So hatte unter Anderem am Ende des einen Seitenflügels eine kleine Laustreppe beseitigt werden müssen, welche die Appartements der drei Etagen miteinander verbunden, um in den unteren Corridoren lange, glatte Wände zu schaffen. Destner hatte diesen Umstand erfaßt und für seine Pläne auszubenten gewußt. Den Baumeister Rosché veranlaßte er, sämtliche Thüren zu dieser Treppe zu vermauern, bis auf deren zwei, die oberste und die unterste, welche einfach geschlossen wurden. Die unterste Thüre mündete in ein kleines Höfchen, das sich längst des Schloßflügels hinzog, selten betreten und mehr zu Küchenzwecken benützt wurde, die oberste aber führte in ein kleines Appartement des dritten Stockwerkes, das Destner, nachdem dasselbe fertig war, die Tapeten die kondemnierte Thüre bedeckten, sich vom Herzoge als Wohnung erbeten und auch erhalten hatte, trotzdem sein hoher Gönner ihm ein weit brillanteres Appartement bestimme.

Hier hatte er bis zum heutigen Tage gewohnt, ohne daß Jemand die Ursache errathen, weshalb der Günstling des Herrn sich mit einer so bescheidenen Wohnung begnüge. Destner vermochte jedoch jede derartige neugierige Frage mit dem Bemerken aus dem Felde zu schlagen, daß er ja den ganzen Tag in den eigentlichen herzoglichen Zimmern zubringen und froh sein müsse, die Nacht in Ruhe, entfernt von allem Geräusch, verschlafen zu können. Damit hatte man sich zufrieden gegeben, und nie mehr war der Forstmeister wegen seines auffallend einfachen Appartements beklagt worden.

Mit der Zeit hatte Destner jedoch kleine Veränderungen in seiner Wohnung vorgenommen, dies jedoch ganz allein und bei nachtschlafender Zeit. Die Tapete entfernte er von der unbemerkten Thüre, rückte einen großen Schrank davor und rastete nicht, bis er einen Schlüssel gefunden, der das Schloß öffnete. Es gelang ihm und in einer stillen Nacht schritt er zum ersten Male mit einer kleinen Blendlaterne die vergessene, geheimnißvolle Treppe hinab. Die Thüren der verschiedenen Etagen fand er vermauert, die Scheiben der kleinen Fenster erblindet und theilweise geborsten. Nur der untere Ausgang war geblieben und wie damals, beim Bauen, noch immer verschlossen. Auch hierfür wußte der stille, nächtliche Hantirer Rath zu schaffen; er fand einen Schlüssel, der in das Schloß paßte, die alte Feder knarrte und der verborgene Ausgang öffnete sich. Destner empfand eine Freude, die etwas Grimmiges hatte, denn jetzt stand einer heimlichen und sicheren Entfernung aus dem Schlosse nichts mehr im Wege. Das kleine Höfchen lief dem ganzen Seitenflügel entlang und diente an anderen Stellen für Küchen- und Heizungszwecke. Die Mauer war nicht hoch, Destner konnte sie leicht übersteigen — große Holzhaufen lagen in der Ecke — und er befand sich in den Waldanlagen, welche das Schloß und die Eremitage rückwärts umgaben.

So weit war Alles vortrefflich gedacht und vorbereitet. Doch der Herzog baute weiter, neben dem Schlosse entstand der Kavalierrau und das Höfchen erhielt nun in seiner ganzen Länge einen dreistöckigen Nachbar. Jetzt war ein unbemerktes

Entkommen aus dem Schlosse schwieriger geworden, wenn unter Umständen auch immer noch möglich. Destner hatte die Veränderung nicht hintertreiben können und sich schließlich auch gefügt. Seine Stellung bei dem Herzog war mit den Jahren eine so feste und sichere geworden, daß er angefangen, seinen heimlichen Schlupfwinkel zu vergessen. Jetzt aber, nach fast fünfzehn Jahren, wurde er plötzlich und so unsanft wieder daran erinnert; jetzt dünkte ihn ein Glück, der einzige Rettungsweg, was er mit der Zeit als eine fast lächerliche Vorsichtsmaßregel betrachten gelernt.

Immerfort hatte er jedoch in seine stille Wohnung, wie der Fuchs in seinen Bau, alles das zusammengetragen, was ihm durch die Guld und Gnade seines hohen und verschwenderischen Gönners geworden, und floß diese Quelle ihm nicht reichlich genug, so wußte er äußerst geschickt nachzuhelfen. Seine Zigeunerabkunft bewährte sich hier, seine eigenste Natur verleugnete sich nicht. Kostbare Silberstücke verschwanden dann und wann auf unerklärliche Weise. Oft wurde es kaum bemerkt, doch auch manchmal einer der Lakaien als der Dieb bezeichnet, überführt und gebührend bestraft, trotz der heiligsten Versicherung der Unschuld des armen Teufels. Destner war ein unerbittlicher Richter, und er wußte, warum.

So ward denn die kleine Wohnung des Forstmeisters im oberen Stockwerk des Schlosses mit der Zeit eine wahre heimliche Schatzkammer geworden, und diese beschäftigte den so rasch und gänzlich in Ungnade gefallenen Günstling in diesem Augenblicke vor allen Dingen.

Nach einer langen Weile erhob sich der Brütende mit alter Energie aus seinem bequemen Sitz.

„Zuerst meine Schätze in Sicherheit,“ sagte er laut in bestimmtem Tone, „und dann — zu ihr! Eine Unterredung will ich mit der verrätherischen Kreatur haben, mich beugen bis in den Staub, wenn es sein muß. Das Letzte muß ich versuchen, sie zu versöhnen, das Unheil von mir abzuwenden. Gelingt dies nicht, dann bleibt mir nichts, als Flucht, und je eher ich sie ausführe, je besser und sicherer wird es für mich sein. Aus ihrem Thun, ihren Reden werde ich auf alle Fälle merken, ob ich noch zu hoffen oder was ich zu fürchten habe, und hiernach richte ich mich. Ist Alles verloren, dann fliehe ich noch in dieser Nacht. Deshalb — an die Arbeit!“

Schon hat er den Eingang seines Zimmers verriegelt und seine kräftigen Arme rücken einen großen Schrank, der an einer Wand des Zimmers steht, bei Seite. Eine einfache Thüre, deren einstiger weißer Lackanstrich gelb geworden, kommt zum Vorschein. Rasch ist das Schloß geöffnet und ein schmaler Gang mit einer Treppe zeigt sich, denen ein moderiger Duft entsteigt. Es ist noch früh am Nachmittag, doch auf der Treppe herrscht ein unheimliches Halbdunkel, denn kaum noch vermag das Tageslicht durch die erblindeten Scheiben des schmalen Fensterchens zu dringen.

Destner hält sich dabei nicht auf. Schränke und Kommodenschubladen öffnet er mit Schlüsseln, die er, wie den der Thüre, einem geheimen Schubfach entnimmt. Kostbare silberne und vergoldete Gefäße, wohl auch solche von purem Golde, langt er aller Orten hervor, Becher, Kannen, einen kleinen Stoß Teller, sodann ein eisernes Kästchen, bis

zum Rande gefüllt mit Goldbrollen, die er mit gierigen Blicken zu betrachten und zu zählen anfängt. Doch bald läßt er davon ab und beginnt seine Schätze sorgfältig in einen großen Sack, der ebenfalls und wohl zu diesem Zwecke bereit liegt, zu packen. Das Kästchen mit dem Gold — es muß eine bedeutende Summe enthalten — birgt er zuerst, zuvor jedoch steckt er eine der darin enthaltenen Goldbrollen zu sich, dann kommen die silbernen und goldenen Geräthe und Gefäße an die Reihe.

Jetzt hält seine Hand eine kleine, doch schwere Kanne von Gold und verschörfelter, getriebener Arbeit. Sinnend betrachtete er das kostbare und werthvolle Stück, während sein Gesicht sich zu einem häßlichen Grinsen verzerrt. Zugleich murmelt er mit einer höhnischen Selbstzufriedenheit, die etwas Satanisches hat:

„Armer Teufel! — Hast schwer dafür büßen müssen, daß ich die hübsche Kanne zu stehlen vermochte. Doch es geschah Dir recht, warum hast Du nicht besser aufgepaßt! Es muß ein recht hübsches Vergnügen gewesen sein, zu dem Serenissimus Dich in seiner gewohnten Guld und Gnade verdamnte: nackt mit Spiritus begossen und angezündet! Haha! ich höre den Burschen noch wimmern — bis die Flammen ihm die Kehle verbrannten. Und er war doch ein so vortrefflicher Koch! Na, er hat auch einmal gespürt, wie das Braten bei lebendigem Leibe einer menschlichen Kreatur bekommt. Schade! daß er nicht davon erzählen kann — er ist eben über das Experiment wahnsinnig geworden!“*)

Plötzlich hielt er inne und zuckte zusammen. Es war, als ob seine Frevelworte die Nemesis heraufbeschworen und er deren Nähe, deren rächendes Gericht ahne.

„Riecht es nicht brandig hier?“ leuchte er jetzt, indem er die goldene Kanne in den Sack fallen ließ und mit eingezogenem Kopfe, weit aufgerissenen Augen starr in die Runde spähte. „Herr Gott! — wenn im Schlosse ein Brand ausbräche — in der Nacht! — hier oben wäre ich verloren und könnte gebraten werden, wie jener Wahnsinnige! — Haha!“ Klang es nach einer kleinen Pause mit grossem Lachen. „Dafür habe ich ja meine Treppe! und nicht brandig, nur moderig riecht es hier. Dem soll bald abgeholfen werden.“

Und wieder ruhig, kaltblütig, wie früher, vollendete er seine Arbeit. Der Sack war fast bis zum Rande gefüllt. Jetzt schnürte er ihn fest zu und versuchte, ihn zu heben. Wenn das Gold, die Silbersachen auch ein bedeutendes Gewicht hatten, so gelang es ihm doch, und auf seiner Schulter trug er den reichen Schatz in den schmalen, halbdunklen Gang.

„Hier bist Du in Sicherheit,“ sagte er leise mit gieriger Freude, „und magst ruhen, bis Dein glücklicher Besitzer Dich weiterschleppt.“

Dann schloß er die Thür, rückte den Schrank an seine frühere Stelle und warf sich tief aufathmend wieder in den Lehnstuhl zurück.

Sein Thun hatte Zeit erfordert. Der Nachmittag war weit vorgerückt und schon längst hatte die Glocke das Zeichen zum Diner gegeben, dem Destner, als Geharnter, zum ersten

*) Historisch. Schöbner's Staatsanzeiger, 1782.

Male in seinem Hofleben nicht beizubohnen sollte. Er hätte auch nichts genießen können, spürte keinen Appetit, dafür erfüllte ihn neue Wuth, wenn er daran dachte, wie jetzt die Genossen der herzoglichen Tafel über ihn und sein Unglück spotten, triumphiren würden. Er verwünschte, verfluchte sie Alle, die Erbärmlichen und Feigen, die in seinem Glück vor ihm gekrochen, und suchte sich auf diese Weise Luft zu machen, die Zeit zu tödten bis zum Abend, wo er dann einen letzten verzweifelten Versuch bei Elsa zu machen gedachte.

Sobald er wieder ruhiger geworden, legte er sich sein Gespräch mit der so übermüthig gewordenen Schönen zurecht, und langsam kehrte ein Hoffnungschimmer ihm zurück, den er festzuhalten suchte und trotz seines inneren Grimmes mit Freuden begrüßte.

So vergingen die Stunden dem Einsamen, Brütenden, und die Nacht kam endlich heran. Die Lichter, welche die Säle durchwanderten, deren Fenster Destner von seiner dunklen Stube aus überblicken konnte, sagten ihm, daß der Herzog sich in sein Appartement verfügt und Elsa sich in das ihrige zurückgezogen. Jetzt war es an der Zeit.

Mit aller Gewalt baunte er den letzten Zug von Born und Haß aus seinem Antlitz, prägte diesem dafür ein unterwürfiges Lächeln auf, dann verließ er sein Zimmer, um den schweren, doch für ihn so wichtigen Gang nach dem Appartement der Favoritin anzutreten.

Elsa bewohnte die neu und aufs Reichste geschmückten Zimmer neben den Gemächern des Herzogs, welche Frau von Eisebeck hatte verlassen müssen. Beide Appartements, die geräumigsten und prächtigsten des Schlosses, standen in Verbindung mit einander, doch hatte ein jedes einen separaten Haupteingang. Das des Herzogs lag der großen Treppe zunächst und bestand aus zwei Vorkäfen, von denen der eine genau nach dem Muster des oeil de boeuf des Versailler Schlosses gebaut und ausgestattet worden war. In dem ersten befand sich die Wache der Leibgarde, welche Tag und Nacht ihren Dienst versah und alle vierundzwanzig Stunden erneuert wurde; in dem zweiten, dem Karlsberger oeil de boeuf, weilten die Herren Offiziere, die diensthabenden Kammerherren und wer sonst von dem Hofe in der Nähe des Fürsten sein wollte, um gelegentlich das Glück zu haben, das Antlitz Seiner Durchlaucht zu erblicken oder gar in die inneren Appartements zugelassen zu werden. Auch harreten hier die zu einer Audienz Befohlenen. Damit dies Weilen und Harren in dem oeil de boeuf für die Betreffenden so angenehm als möglich sei, fand sich ein riesiges Büffet auf-gepflanzt, stets besetzt mit kalten Speisen, Delikatessen aller Art, sowie den feinsten Weinen und Liqueuren. Es war ein recht angenehmer Aufenthalt, einladend zum Genießen und Plaudern, und hatte er, wie wir gesehen, bedeutende Vorzüge vor seinem französischen Vorbilde. Von den Kavalieren des Karlsberges wurde er so viel als nur möglich benutzt, und hier war es, wo alle Verhältnisse und Vorfälle besprochen wurden, wo alle Mitglieder dieser eigenthümlichen bunten Residenz-Kolonie auf dem einsamen Berge sich ihre Verhaltensmaßregeln für den laufenden Tag oder die nächste Zukunft zu holen wußten.

Destner war bisheran ein höchst bedeutender, wenn

nicht der bedeutendste Bestandtheil dieser höfischen Bevölkerung des Karlsberger oeil de boeuf gewesen; erschien er nur am Eingang desselben, in der Vorhalle der Garde, so stürzte Alles mit den eifrigsten Betheuerungen treuester, ewiger Ergebenheit auf den Günstling des allmächtigen Herrn des Ortes zu. Heute mußte er vorüber schreiten, das Herz von Born erfüllt und auf den Lippen ein Lächeln. Er konnte durch die weit offenen Thüren in die hellerleuchteten Räume sehen und wie die darin Weilenden bei seinem Anblick erschrocken zusammensuhren, sich rasch und scheu in die Ecken drückten, um ihm nicht zu begegnen. Er war nicht allein gestürzt, sondern auch schon allseitig aufgegeben, gerichtet.

„Feige Brut!“ murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen. „Nur noch für einen Tag möchte ich sein, was ich war, um Euch meine Verachtung fühlen zu lassen!“

Doch er mußte seinen Haß, seinen Born in seinem Herzen verschließen, denn er näherte sich immer mehr der verhängnißvollen Pforte, durch welche er dringen wollte, um sich einen Hoffnungschimmer zu erringen oder die Gewißheit seiner unwiderruflichen Verurtheilung zu holen.

Auch das Appartement, welches im Augenblicke von Elsa bewohnt wurde, hatte der Vorhallen zwei, durch welche der Besucher mußte, ehe er in das Heiligthum selbst treten konnte. Früher, noch zur Zeit der Frau von Eisebeck, hatten die Wächter aus einigen Gardisten und mehreren Lakaien bestanden, welche in dem ersten Vorzimmer wachten oder herumlungerten, während in dem zweiten Saale Offiziere weilten, die Diejenigen, welche gekommen, der Göttin des Ortes ihre Huldigungen darzubringen, entweder zu melden oder abzuweisen hatten.

Unter Elsa's Regime war dies geändert worden. Raum war sie einige Tage Herrin der reichen Wohnung gewesen, als sie sich von dem Herzog eine andere Hausordnung und Wache erbat. Wohl mochte sie sich des langen Grenadiers erinnern und der Verückung, in die ihr Anblick den Riesen versetzt, genug, sie erbat sich diesen stillen Verehrer ihrer Reize als Portier und meinte lächelnd, daß er allein genügen würde, ihr Paradies zu bewachen und zu schützen.

So war denn Jonas Wambach aus der Kaserne in das Schloß versetzt worden und vom Grenadier zum Portier und „Introdukteur“ avancirt. Elsa behandelte den redenhaften Menschen wie ein Spielzeug, sie ließ ihn sofort mit den schönsten goldgestickten Kleidern aufputzen, setzte ihm eine hübsch gepuderte Perücke auf das Haupt, und der lange Jonas war mit einem Male eine äußerst stattliche Erscheinung geworden, die allgemeine Bewunderung, besonders unter den Damen, erregte, und zugleich auch der treueste Wächter seiner jungen, leichtlebigen Herrin. Der Mann war glücklich, selig, denn Elsa scherzte mit dem auffallend großen Menschen, als ob er ein Kind, eine Puppe gewesen. Bald erhielt er für jeden Tag der Woche andere, schönere und nach und nach auch originelle Kleider; ungehindert ließ Elsa dabei ihrer lustigen Laune die Bügel schießen, und keine zwei Wochen waren seit dem Dienstantritte des Jonas vergangen, da hatte dieser eine ganze Maskengarderobe zu seiner Verfügung.

Ueborglücklich, ließ der lange, treue und — verliebte Mensch Alles mit sich geschehen, und so versah er denn heute

seinen Dienst als — Indier, in perlengestickte Seidengewänder gehüllt, eine thurmhohe Mütze auf dem Kopfe, wodurch er eine übermenschliche Länge erhielt, morgen als Türke, dann wieder geharnischt von Kopf bis zum Fuß, um am folgenden Tage als jugendlicher Page oder gepuhtes Riesenkind zu paradien.

Und immer lachte und scherzte Elsa mit dem maskirten Goliath, der sich als ein ganz hübscher Mann entpuppt hatte, bewunderte seine Gestalt, seinen Anzug mit einer schelmischen Lustigkeit, streichelte ihm sogar als beau page die Wangen und machte den armen Teufel dadurch immer glücklicher und — verliebter. Dafür aber hätte auch kein Hund treuer sein können, als er es war; Elsa brauchte ihm nur einen Wink zu geben, und sie wußte, daß das, was sie wollte, auch geschah. Ihre Schlaueit hatte ihr den richtigen Weg gezeigt, Alles das zu erlangen, was ihre Launen begehrt. Sie wußte nur zu gut, weshalb sie den verliebten Riesen immer mehr an sich fesselte, und besonders, warum sie ihm die Hut ihrer Wohnung übertragen.

Destner hatte den Eingang des Appartements erreicht. Die Thür des ersten hellerleuchteten Vorzimmers stand offen, doch Niemand war darinnen. Kaum hatte Destner jedoch den Fuß hineingesetzt, als die Flügel der großen, inneren Thür aufstiegen und eine Gestalt zum Vorschein kam, bei deren Anblick Destner anfänglich überrascht zurückfuhr, dann aber ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, das diesmal ausnahmsweise ein natürliches war.

Elsa hatte ihren Portier nach einer Pariser Figurine des neuen berühmten Gardel'schen Ballets „les Sauvages“, als — Wilden maskirt. Brust und Hüften waren mit den prachtvollsten bunten Papagei- und anderen Federn bedeckt, Arme und Beine stakten in seidnen Trifots und auf dem Kopfe prangte eine Federkrone, fast halb so groß als Jonas selbst, der noch zur Vervollständigung seines Charakters in der Hand eine Keule trug, lang und dick wie ein Weberbaum. Die ganze Gestalt war fast so hoch wie das Zimmer, nur gebückt hatte sie durch die Flügelthür treten können, und jetzt reichte ihre gefederte Kopfzierde beinahe bis zur Decke.

Zum ersten Male trug der lange Jonas dies originelle Kostüm, er hatte seine junge Herrin dermaßen in Entzücken versetzt, daß diese ihrem Hüter lachend befohlen, es bis auf weiteren Befehl tagtäglich zu tragen.

Auf die höfliche Frage des riesigen, doch zahmen Wilden, was der Herr Forstmeister befehle, erwiderte dieser, daß er die Herrin des Ortes zu sprechen wünsche, sie in einer dringenden Angelegenheit noch heute Abend sprechen müsse.

„Bedauere, ist für heute Abend rein unmöglich,“ sagte Jonas mit einer für seine Länge und sein Kostüm auffallenden Artigkeit, doch auch in sehr bestimmtem Tone. „Madame haben sich in ihre Appartements zurückgezogen und befohlen, Niemanden — wer es auch sei, mehr vorzulassen.“

Destner, der seinen Mann wohl kannte, fühlte sofort, daß er auf gewöhnlichem Wege nichts ausrichten würde. Er mußte Anderes versuchen, wollte er nicht unverrichteter Sache wieder umkehren. Er griff in die Tasche und langte die früher eingesteckte Goldrolle heraus.

„Jonas,“ begann er in freundlichem, schmeichelndem Tone, „Er weiß, daß ich ihm stets gut gesinnt gewesen, mein

Möglichstes zu seiner Beförderung beigetragen — es liegt mir viel, Alles daran, Deine Gebieterin noch heute Abend in hochwichtiger Sache zu sprechen. Laß mich ein, sieh' her, diese Rolle Gold soll Dein sein!“

„Zurück!“ schrie der Riese, seine Keule drohend schwingend, während sein breites Gesicht sich vor Zorn röthete. „Kein solches Wort mehr, Herr Forstmeister, oder ich müßte nach Befehl handeln und Euch auch die Thür meines Vorzimmers weisen.“

„Das könntest Du thun, mir, der immer für Dein Bestes gesorgt?“ rief, vor Wuth mit den Zähnen knirschend, Destner, doch seine Stimme, seine Aufregung noch immer glücklich bezähmend.

„Ich müßte und würde es thun, ich kann und darf nicht anders!“ klang es bestimmt, doch schon bedeutend ruhiger, als früher.

„Dann bist Du ein Undankbarer — pfui!“ sagte Destner mit gut gespielter Verachtung. „Und wie gegen mich, wirfst Du auch einmal gegen Deine Herrin, die Du jetzt vergötterst, undankbar handeln.“

Das traf. Destner hatte das Gold wieder eingesteckt und eine Wendung gemacht, als ob er sich entfernen wollte.

„Halt da!“ rief jetzt der Riese, sichtlich in Verlegenheit. „Es soll nicht von Jonas Wambach gesagt werden, daß er undankbar gewesen. Ich weiß, daß Ihr mir immer gut waret, werde es Euch nicht vergessen und, zum Beweise, will ich — —“

„Mich einlassen? So ist's recht, Jonas.“

„Nein!“ klang es mit gutmüthigem Trost. „Aber ich will selbst zu Madame gehen, ihr sagen, daß Ihr hier seid und was Ihr wünscht.“

„— Meinnetwegen!“ rief Destner nach einer Pause, die Brauen wieder finster zusammengezogen, denn er mochte wohl das Vergeblische dieses Schrittes ahnen.

Der Wilde war mit seiner Keule, sich tief bückend, durch die innere Thür verschwunden, doch im folgenden Augenblick klorrte ein Riegel, und Destner, der tiefathmend in dem Gemach auf und ab schritt, wußte nun, daß ein gewaltiges Eindringen in die Gemächer Elsa's eine Unmöglichkeit geworden war. Ein grimmes Lächeln übersog seine finsternen Züge, doch er mußte sich bezähmen, denn es konnte immer noch sein, daß Elsa ihn vorließ.

Eine ziemliche Weile verging und der Forstmeister hatte Zeit, einigermaßen Ruhe und Fassung zu erringen, da klorrte der Riegel wieder, die Thür öffnete sich, doch diesmal nur zur Hälfte, und Jonas, der Wilde, mit sammt seiner Keule erschienen unter dem Eingange, den die breite Gestalt vollständig ausfüllte.

„Nun, was hat Deine Herrin beschlossen?“ rief Destner mit klopfendem Herzen.

In kaltem, gleichmäßigem Tone, wie bei einer militärischen Meldung, entgegnete Jonas:

„Madame lassen dem Herrn Forstmeister sagen, daß es sie ungemein freuen würde, denselben zu sehen — —“

„Ah!“

„— Von ihrem Fenster aus und wenn er den Karlsberg für immer verläßt. Zugleich wurde mir Befehl, das Appartement für heute zu schließen.“

„Verdammt!“ knirschte Destner und, ohne das Vor-schreiten des unerbittlichen Wilden mit seiner Keule abzuwarten, eilte er hinaus auf den Korridor, dann in flüchtiger Eile an dem oeil de boeuf vorüber, nach seiner eigenen hochgelegenen Wohnung. —

„Verloren! — unwiderruflich gerichtet und verloren!“ keuchte er, nachdem er sich in seinen Lehnstuhl geworfen, Thränen wilden Bornes in den Augen. „Sogar noch mit Hohn davongejagt von ihr, der Elenden! die ich groß und mächtig gemacht, der schlauen Schlange, die ich mit heimgebracht und die mich jetzt auch zum Danke mit ihrem giftigen Stachel zu Tode getroffen! Doch nein, ich will ihnen die Freude nicht gönnen, sich an meiner Schande zu weiden. Noch heute Nacht entfliehe ich. Es ist noch nicht zu spät dazu. Meine Ungnade kann nicht schon jetzt bis in die Ställe gedrungen sein. Ich öffne mir meinen geheimen Weg, führe mein Pferd in den Wald, wo ich es schon unterbringen werde; wenn Alles schläft, folge ich mit meinen Schätzen, und graut der Morgen, bin ich, mit Satans Hülfe, gewiß schon über der Grenze und habe das vermaledeite Land, seinen erbärmlichen Herrn und all die elenden Kreaturen im Rücken. Glück ihnen! und an's Werk!“

Rasch sprang er auf, reckte und dehnte sich; seine Energie und Kraft schien ihm wiedergekehrt, nachdem er einmal einen festen Entschluß gefaßt und Alles, was ihn bisher bedrückt und beengt, von sich abgeschüttelt. Schon stemmte er sich wider den Schrank, um die geheime Thür frei zu machen, durch welche er den Weg nach den Ställen nehmen wollte — da klopfte es leise an seiner Thüre.

Destner fuhr zusammen und horchte. Er hatte in seiner Aufregung vergessen, die Eingangsthür von innen zu schließen. Von seinem Vorhaben ließ er ab — da klopfte es wieder, und rasch sprang er nun zu dem Eingange des Zimmers, den er weit aufriß.

Draußen stand ein junges Mädchen. Destner erkannte es sofort, es war die Jose der Frau von Eisebeck.

„Von meiner gnädigen Frau!“ sagte die Kleine mit schelmischem Lächeln, dann überreichte sie dem staunenden Forstmeister mit einem Knix und recht geheimnißvoll ein kleines Briefchen, worauf sie, ohne ein weiteres Wort zu reden oder eine Frage abzuwarten, den Korridor entlang eilte und bei einer Wendung desselben verschwand.

Noch immer überrascht, staunend, kehrte Destner in sein Zimmer zurück und erbrach das Briefchen.

Es war in der That von Frau von Eisebeck, wie die Unterschrift zeigte. Rasch überschlug er den Inhalt, der nur in wenigen Zeilen bestand.

Einen Augenblick blieb Destner stumm, unbeweglich, noch einmal überschlugen seine Augen die zierlichen Schriftzüge, dann begann das finstere Gesicht sich aufzuklären. Sein Auge bligte und ein wirkliches Lächeln endlicher Befriedigung veränderte den Ausdruck seiner Züge vollständig.

„Hülfe in der Noth — im letzten, entscheidenden Augenblick!“ murmelte er mit grimmiger Freude. Dann las er die Zeilen zum dritten Male, doch diesmal halblaut und langsam, gleichsam jedes der Worte mit einer entfesselten Gier sich zu eigen machend, in ihrem Inhalt schwelgend.

Das Briefchen lautete:

„Ich habe Ihr heutiges Unglück vernommen. Kommen Sie sofort, nachdem Sie diese Zeilen gelesen haben, herunter zu mir in meine Appartements, wo Sie Leidensgenossen, doch auch Hülfe, Mittel, zu vergelten und zu strafen, finden werden.“

Juliane von Eisebeck.

„Zu ihr!“ keuchte Destner endlich in einem unheimlichen Ton, während sein ganzer Körper vor innerer Erregung zitterte. Dann löschte er das Licht, verließ sein Zimmer und trat vorsichtig den Weg nach dem Appartement der Eisebeck an.

Drittes Kapitel.

Zwei Verschwörungen.

Geheimerath von Eisebeck, der gehorsame und im Beschaffen des Geldes ebenso gewandte als wenig ängstliche Diener seines durchlauchtigsten Herrn, bewohnte in demselben Flügel, wo der Forstmeister Destner eine Wohnung fast unter dem Dache inne hatte, einen großen Theil der Parterreräume. Hier befanden sich seine Privatzimmer, dann die Kanzleien, die verschiedenen Bureaux, während über diesen Räumen, eine Treppe hoch, das eigentliche Appartement lag, welches zeitweise von der gnädigen Frau von Eisebeck bewohnt wurde — wenn dieselbe nicht ein anderes, viel prächtigeres im Schlosse inne hatte oder es nicht vorzog, sich schmollend in das Schloßchen zu Homburg zurückzuziehen. Ein Aufenthalt an letzterem Orte war jedoch selten von langer Dauer, bald schenkte sie dem Karlsberge wieder die Ehre ihrer Anwesenheit, anfänglich unbemerkt, in kurzen Besuchen des Appartements ihres Gatten, bis sie endlich wieder vollständig dort einzog und nach und nach sich auch an den Vergnügungen des Hofes betheiligte, ohne welche die stolze, lebenslustige Frau nun einmal nicht existiren konnte. Schon einige Male hatte ein solcher Um- oder Rundzug stattgefunden, und auch jetzt war Frau Juliane, nachdem sie das ihr offerirte Appartement dritten Ranges ausgeschlagen, wieder an der vorletzten Station, in ihrer eigenen Familienwohnung angelangt.

Fast heimlich war diesmal der Umzug von Homburg nach dem Schlosse bewerkstelligt worden, und noch hatte die Eisebeck sich keinem der Bewohner des Karlsberges öffentlich gezeigt, dafür aber heimlich mit Verschiedenen um so eifriger verkehrt. Ihr Erscheinen im Schlosse wäre gewiß sehr aufgefallen, denn ihre Rivalin stand im Augenblicke ja in höchster Gunst, und nur eines Wortes von ihr hätte es bedurft, um die gefährliche Schöne für immer und gründlich zu beseitigen.

Dies mußte Frau von Eisebeck wissen, und dennoch war sie auf den Karlsberg gezogen. Sie mußte demnach zu dieser ihrer scheinbar unklugen oder nicht recht verständlichen Handlungsweise ihre geheimen Gründe haben. Und dies war der Fall. Doch behielt sie dieselben vor der Hand wohlweislich für sich, und damit sie nicht in die Lage käme, über ihr Wagniß sich in die Höhle des Löwen oder vielmehr der Löwin zu begeben, Rede und Antwort zu geben, so zeigte sie sich Niemandem, blieb daheim und verkehrte nur mit Denjenigen, die in ihr kleines Geheimniß eingeweiht waren.

Der Schatz des Geizhalses.

Original-Erzählung von Karl Zastrow.

(Schluß.)

Liebach verfehlte nicht, sich am folgenden Tage pünktlich zu der angegebenen Zeit einzustellen und wurde von dem Polizei-Kommissar mit dem Bedeuten empfangen, daß der Magistrat beschlossen habe, die Polizeiergeantenstelle dem neuen Bewerber vorläufig interimistisch zu übertragen. Liebach solle pro Tag einen Thaler Diäten beziehen und sich mit den erforderlichen Dienst-Instruktionen ohne Weiteres bekannt machen. Wenn es ihm binnen einem Vierteljahr gelänge, das räthselhafte Verschwinden des Eigenthümers Rappel aufzuklären, solle ihm die Stelle definitiv verliehen werden; andernfalls müsse er nach Ablauf dieser Frist einem jener versorgungsbedürftigen Invaliden weichen, die durch mehrjährige Dienstzeit beim Militär sich ein Anrecht auf die Anstellung im Staats- und Kommunaldienst erworben haben.

„Sie haben es in Ihrer Hand, eine gute Carriere zu machen,“ schloß Schrötter, „und ich kann Ihnen nur dringend rathen, thun Sie Ihr Möglichstes, um die Ihnen gestellte Aufgabe, die zugleich der Prüfstein für Ihre Fähigkeit bildet, zu lösen. Sind Sie erst fest angestellt, so wird der Uebertritt in den Bureaudienst sich von selbst ergeben.“

Die Augen des jungen Privat-Sekretärs leuchteten und deutlich lag die Röthe der Freude auf seinen Wangen. Gehörte der Eintritt in ein öffentliches Amt doch zu seinen Lieblingswünschen. Wie gut die vorübergehende Stelle eines Privat-Sekretärs nach Umständen auch dotirt sein mochte, den Blick in eine sorgenfreie Zukunft gewährte sie keineswegs und in Krankheitsfällen, sowie bei herannahendem Alter bot sie nicht die geringste Sicherheit. Wenn es ihm gelang, eine Anstellung in dem Heimathstädtchen seiner geliebten Julie zu erhalten, dann durfte er sein Glück als vollkommen betrachten. Er konnte das Häuschen seines verstorbenen Schwiegervaters in wohllichen Stand setzen lassen und darin mit der anspruchslosen Gattin ein glückliches Leben führen. Der Garten mußte bei nur einigermaßen sorgfältiger Bearbeitung und Pflege einen wesentlichen Beitrag zur Unterhaltung des Haushaltes liefern, genug, das Mißgeschick, welches ihn betroffen, schien sich vollständig für ihn zum Besten zu wenden.

Allein er verhehlte sich auch keinen Augenblick die Schwierigkeiten, welche zur Erreichung seines verlockenden Zieles bis jetzt noch im Wege standen. Der Plan, den er zwar im Stillen bereits entworfen, gründete sich nur auf Vermuthungen. Er hatte es ja mit einem äußerst schlaun und verwegenen Gegner zu thun, und es bedurfte gewiß eines ungeheuren Aufwandes von Energie, Ausdauer und Klugheit, um den Verbrecher der verdienten Strafe entgegen zu führen.

„Herr Polizei-Kommissar!“ gab er im beklommenen Ton zur Antwort, „es bedarf keiner Erwähnung, daß ich thun werde, was irgend in meinen Kräften steht. Allein ich muß vollständig freie Hand haben, darf in keiner Weise zu andern

Dienstleistungen herangezogen werden und muß jeder möglichen Unterstützung sowohl von Ihrer Seite als derjenigen der übrigen Organe gewiß sein können.“

„Das versteht sich von selbst,“ nickte Schrötter, „ich bin sogar ermächtigt, Ihnen eine Anweisung zur Erhebung eines Vorschusses auf unsere Stadtkasse zu ertheilen. Die nöthigen Waffen erhalten Sie von unserem Marktmeister Krohn, und außerdem sollen zwei Polizisten stets zu Ihrer Verfügung stehen.“

„Das genügt vollkommen!“ rief Liebach mit freudestrahlendem Antlitz, „unter diesen Umständen wird die Ermittlung des Verbrechers mir im hohen Grade erleichtert werden!“

Achtes Kapitel.

Mit einem wahren Feuereifer ging der junge Mann an die Lösung seiner Aufgabe. Er entlieh von dem Marktmeister Krohn ein Doppelpistol und eins jener Seitengewehre, wie die Polizeidiener kleinerer Städte sie tragen. So ausgerüstet und in einen alten grauen Soldatenmantel gehüllt, miethete er von Neuem Friß Hellberg's Kahn und ließ sich eines Nachmittags, als es bereits zu dunkeln begann, nach der Insel hinüber rudern.

Hier richtete er sich nun in der kleinen Lehmhütte häuslich ein. Bücher und Proviant hatte er mitgebracht. Auch an dem nöthigen Geschirr zur Bereitung dieser oder jener einfachen Speise und des unentbehrlichen Moccatranks fehlte es nicht. Wie ein Luchs lag er auf der Lauer. Nur in früher Morgenstunde erlaubte er sich einen Spaziergang rund um die Insel. Es war, als ob eine innere Stimme ihm sagte: Harre aus. Diese verödete Scholle ist der Schlupfwinkel des Verbrechers. Hier hat er die Früchte seines Verbrechens verborgen und hierher wird er zurückkehren, noch ehe der erste Schnee das welke Gras mit einem Leinentuche bedeckt.

Allein Tag auf Tag verging. Nichts Verdächtiges ließ sich auf der Insel wahrnehmen. Die Stürme sausten bereits über die feuchten Rohr- und Grasbüschel, durch die blattlosen Weiden, das welke Gesträuch, daß die dürren Zweige hohlklappernd gegen einander schlugen. Bleiche Nebelwolken schwebten über dem kalten Moorboden, und der junge Mann fühlte allmählig Zweifel an dem Erfolge seines Unternehmens in seiner Seele aufsteigen.

Schon lag eine dünne Eisdecke auf dem Trensse-See. Die Schiffe und Rähne hatten ihre Touren eingestellt. Eifrig kalt piffte der Nordwind über das unwirthliche Gestade. Trüb und langweilig schwanden dem einsamen Wächter die Stunden. Was half es ihm, daß er das Häuschen so wohllich eingerichtet hatte? Wenn es ihm nicht gelang, das geheimnißvolle Verschwinden des alten Rappel aufzuklären,

war es mit einer glücklichen behaglichen Häuslichkeit, mit einer gesicherten Lebensstellung für immer vorbei.

Er hatte einen eisernen Ofen angebracht, der eine wohlthunende Wärme ausströmte. Kupferstiche und Oeldruckbilder milderten den düsteren Eindruck der schadhaften Wände. Ein mit Leinwand überzogenes Kanapee, über das eine dicke wollene Decke gebreitet war, diente zugleich als Lagerstelle und Beinhessel. Wäre er nicht von dem ewigen Gedanken an seine schwierige Mission gequält worden, er würde sich vollkommen glücklich gefühlt haben.

Das Weihnachtsfest rückte heran. Der Winter hatte, um seine Freuden in diesem Jahre vollzählig zu machen, eine prächtige Eisbrücke über den Trense-See gebaut, auf welchem Jung und Alt sich mit Schlittschuhlaufen ergöhte. Mit Sang und Klang, mit Lachen und Scherzen schwärmte vornehmlich die Jugend um die eingefrorene Insel her und nicht selten wurde der einsame Sonderling verspottet, wenn er, in seinen Mantel gehüllt, ernsten Blickes am Ufer stand und mit wehmüthigem Kopfschütteln in das fröhliche Getümmel starrte.

Es war ein bitter kalter Abend. Schärfer als je sausten die eifigen Luftgeister über die schneebedeckte Fläche und früher als gewöhnlich hatten sich heute die Schlittschuhläufer heimwärts begeben, um am warmen Ofen im Kreise ihrer Angehörigen von den Heldenthaten des Tages zu plaudern. Mit einer Blechkanne in seiner Rechten begab Liebach sich auf das Eis, um aus einem der offenen Löcher die nöthige Quantität Wasser zu einem Paar Tassen Thee zu schöpfen. Zitternd vor Frost hüllte er sich dichter in seinen Mantel. Der Hauch seines Mundes hing sich zu Reif erstarrt an seinen leichten Schnurrbart, und heftig peitschte der Wind ihm die kieselharten Schneeflocken in das Antlitz. Ohne wie sonst seine scharfen Augen spähend über die Eisfläche schweifen zu lassen, die beinahe mit der Insel zu einer einzigen Masse verschmolzen war, schritt er hastig dem behaglichen Hüttchen entgegen. Heute war es ja unmöglich, daß irgend ein Menschenkind der Insel einen Besuch abstattete. Es war überhaupt fraglich, ob der Verbrecher, wenn er den Schatz hier vergraben, die jetzige Jahreszeit zur Hebung desselben wählen würde. Lag doch der Gedanke nahe, daß die starke Frequenz der Eisbahn auf dem See ihn vorsichtig machen würde. Zudem war der Erdboden fest gefroren und der Weg über den glatten Eispiegel bei Nacht nicht ohne Gefahr. Der junge Mann überdachte dies Alles, als er neben dem singenden Eisentopfe saß. Der Zug einer wehmüthigen Entsagung lag heute besonders auf seinem Antlitz ausgeprägt. Er hatte ja nur noch wenige Tage vor sich. Zu Neujahr war die ihm bewilligte Frist abgelaufen. Bis dahin lag auch nicht die geringste Aussicht zur Ermittlung des Verbrechers vor. Er mußte seine zwar nicht anstrengende, doch aber kurz dotirte Privatstellung in der Residenz wieder übernehmen und hatte nur den einen Vortheil erreicht, sich von dem unwürdigen Verdacht befreit zu sehen, der wie ein schwerer geheimnißvoller Schatten an seinen Fersen hing, der Verdacht, daß er selber zu der unheimlichen Geschichte in irgend einer Beziehung stand.

Da fährt er plötzlich aus seinen Träumen auf. Hat es nicht soeben leise geknistert, als wäre Jemand über die ge-

frorene Schneedecke in geringer Entfernung an dem Hause vorbei geschritten? Das Fenster mit den blinden Scheiben ist dicht verhangen. Nichts desto weniger löst er das Licht und legt sein Ohr an die Thürzige. Nichtig! jetzt schweigt der Wind und da klingt es wieder, prickelnd und knirschend, als wenn die scharfe Spitze einer Eishacke sich in das harte Erdreich bohre. Er stürzt hastig das heiße Wasser über die Gluth des Ofens, um das Feuer, dessen Rauch ihn verathen kann, zu löschen. Dann faßt er das in der Ecke lehrende Seitengewehr und schnallt es fest um den Leib. Seine linke Hand umschließt krampfhaft den Griff des geladenen Pistols. Ein leiser Stoß gegen die mit Tuchecken beschlagene Thür und unhörbar tritt er in die nächtliche Dede hinaus.

Es war keine Täuschung. Dort, wo sich der schlanke Mast eines Schiffes, aus der Ferne gesehen, die Eisenstange erhebt, zittert ein greller Schein auf die Eisfläche hinaus. Die Laterne ist mittelst der schweren verrosteten Platte, welche sie hält, herabgelassen und wieder emporgezogen worden. Ein Licht flackert unruhig zwischen den trüben Glasscheiben hin und her, und am äußersten Punkte des langen Schattenstreifens, welchen der Eisenpfahl wirft, steht ein Mann mit einer Eishacke und schlägt so eifrig auf das fest gefrorene Erdreich los, daß die Stücke weit umher spritzen.

Der Beobachter begriff sofort die Bedeutung des Lichtes, das der nächtliche Wanderer in der schadhaften Laterne angebracht hatte. Der Schatten des langen Eisenpfahls bildete das einzige Merkmal für den Ort des Schatzes, und für's Zweite kam es darauf an, eine etwaige unliebsame Störung fernzuhalten. Dies letztere geschah am besten durch das Eingehen auf das abergläubische Gerücht in Betreff des alten Borkler. Allein der Mörder hatte sich in seiner Voraussetzung getäuscht. Gerade, was er zur Verdunkelung seines nächtlichen Treibens für geboten hielt, führte zu seiner Entdeckung. Der Fremde hatte sich dermaßen in seine Arbeit vertieft, daß er für seine Umgebung kein Auge hatte. Er mochte sich gänzlich allein auf der öden Insel glauben. Die Schläge fielen gleichmäßig und präcis auf die harte Erbede nieder, und er hielt an, um durch Zueinandererschlagen der Hände einer Erstarrung der Glieder vorzubeugen. Bei einer derartigen Bewegung sah er sich um. Sein Auge fällt auf die ernste dunkle, in den alten Soldatenmantel gehüllte Gestalt des Beobachters, und heftig erschrocken fährt er zusammen. Allein diese Verwirrung dauerte nur einen Moment. Mit den im heiseren Tone herausgeschrieenen Worten: „Was hast Du hier zu suchen, Schurke?“ wirft er sich dem Störenfried entgegen, die blizende Eishacke über seinem Haupte schwingend.

Der Andere zieht ruhig sein Pistol und hält es dem Angreifer mit der Erwidrerung entgegen:

„Dasselbe frage ich Dich, der Du in der That ein Schurke bist! Gleich Antwort oder stirb!“

Der Böfewicht verliert den Kopf.

„Kamerad! Du siehst's ja, ich hebe den Schatz des alten Borkler. Nicht wahr? wir theilen den Gewinn?“

„Den Schatz des alten Rappel!“ rief Liebach mit donnernder Stimme, „des alten Rappel, den Du ermordet hast!“

„Gnade!“ rief der Bsewicht, indem er auf die Kniee sank und flehend die Hände erhob. „Gnade! verrathet mich nicht! Nehmt Alles! nur überliefert mich nicht dem Gericht!“

„Hebt den Kasten aus der Erde heraus!“ befahl Liebach in kurzem bestimmtem Tone, „und dann merkt Euch: Bei der geringsten verdächtigen Bewegung jage ich Euch eine Kugel durch den Kopf!“

Zitternd gehorchte der Verbrecher. Es schien wenigstens, als gäbe er sich alle erdenkliche Mühe, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Fror ihn nun so entseßlich, oder legte er es darauf an, Zeit zu gewinnen, genug, er schien mit der Arbeit beim besten Willen nicht zu Stande kommen zu können.

Und immer schärfer heulte der Wind. Immer toller wirbelten die Schneeflocken um die beiden Nachtgestalten her. Die Laterne schwankte klirrend nach rechts und links. Das flackernde Licht zauberte geisterhafte Reflexe auf die öde, weiße Fläche. Die Hände des Verbrechers wühlten in dem kalten Schnee. Ein verzweiflungsvolles Stöhnen entrang sich den bläulichen Lippen.

„Ich kann nicht!“ rief er wild, „und wenn Ihr mir wirklich eine Kugel durch den Kopf jagt — ich kann nicht! — Bringt mich zuvor unter Dach und Fach. Der Kasten mit dem Golde ist Euch sicher. Ich will Alles bekennen!“

„Gut!“ sagte Liebach, „ich will Euch glauben. Seht Ihr die Hütte da hinten in der Gegend des Strandes, wo die drei Pappeln stehen?“

Der Fremde bejahte.

„Geht darauf zu; und noch einmal, bei dem geringsten Fluchtversuch hört Ihr zu leben auf!“

Er trat nach diesen Worten an die Grube, und um sich von dem Vorhandensein der Goldkiste zu überzeugen, schlug er mit der Eishacke hinein. Es gab einen hohlen dröhnenden Ton. Die Chatulle war entweder aus Eisen oder aus festem Stahl gearbeitet.

Der Verbrecher schritt der Hütte entgegen. Liebach folgte ihm und als sie nun in dem kleinen, traulich erleuchteten Gemach standen, sagte der Letztere:

„Ihr müßt hier so lange verweilen, bis Euere Ueberweisung nach der Stadt geschehen kann; allein Ihr müßt Euch gefallen lassen, daß Euch die Hände gebunden werden.“

Der Andere hielt gehorsam die steifen Finger hin. Er mochte wohl zu der Einsicht gelangt sein, daß hier jeder Widerstand eine Chimäre sei. Liebach hatte Stricke in hinlänglicher Menge vorrätzig. Er umschnürte die Handgelenke des Gefangenen so fest, daß es diesem unmöglich war, auch nur mit einem Finger zu zucken. Dann schlang er das Ende des sehnigen Hanffabrikates drei bis vier mal um einen der Füße des Kanapees, fesselte zum Ueberfluß noch die Beine des Verbrechers und konnte nun mit Ruhe an die anderweit gebotenen Maßregeln gehen.

In der Ecke der Hütte lehnte eine mächtige Harzfackel. Er ergriff sie und schritt zur Hängelaterne. In einem Nu hatte er die Kette von dem kleinen in die Erde gerammten Pfahle, welche zur Befestigung diente, gelöst. Die Laterne raffelte herab. Er entzündete die Fackel am Lichte derselben, befestigte das brennende Holzstück sodann am Kopf der

Laterne und zog Beides in die Höhe. Zischend und prasselnd loderte die Flamme in die Luft. Ein greller Feuerchein schlug auf den See hinaus, dessen Eisdecke in röthlichem Widerschein funkelte. Glühende Brandsplitter tropften herab. Weithin mußte das leuchtende Mahnzeichen gesehen werden.

Mit verhaltenem Athem lauschte der junge Mann. Trotz der bitteren Kälte glühten ihm Wangen und Stirn, als säße er in einem Backofen, und sein Herz pochte so stürmisch, dehnte sich so mächtig, als wollte es die Brustwände zersprengen. Im Geiste sah er sich am Ziele aller seiner Wünsche. Die angesehene Stellung bei der Verwaltung des Städtchens konnte ihm nicht mehr entgehen. Eine reizende Häuslichkeit, eine gesicherte Zukunft lag vor seinem geistigen Blicke, und doch blieb noch viel zu thun. Noch konnte ein störender Zwischenfall alles mühevoll Errungene von Neuem aufs Spiel setzen, wenn nicht zerstören. Konnte der Schurke nicht einen Helfershelfer haben, der plötzlich aus dem nächtlich dunklen Theile der Insel hervortrat und seine erschöpften Kräfte zum furchtbaren Kampfe herausforderte? Konnte es dem Verbrecher da drinnen nicht gelingen, seine Bande zu sprengen und in der zwölften Stunde die Flucht zu ergreifen? Unwillkürlich umschloß seine Rechte den Schaft des Pistols fester. Der kalte harte Eisboden brannte ihm beinahe unter den Sohlen, wie er unablässig zwischen dem Schaze und dem Wachthäuschen hinschritt. Durfte er doch weder den einen noch das andere außer Acht lassen.

Endlich schlägt ein Gewirr von Stimmen an sein Ohr. Die Eisdecke dröhnt von den Schritten herannahender Männer. Heller Lichtglanz zuckt durch die Dunkelheit der Nacht. Noch wenige Minuten, dann wird es in der Nähe des ängstlich harrenden Beobachters lebendig. Die drei Polizeisergeanten des Städtchens traten, von dem Kommissarius Schrötter geführt, mit Fackeln in den Lichtkreis des Leuchtpfahls.

„Was gibts?“ fragte der Beamte. Aus dem flüsternden Ton seiner Stimme klingt die Spannung der äußersten Reugier.

„Da drin' in dem Häuschen sitzt er!“ ruft Liebach auf die Hütte deutend, „und hier liegt die metallene Kiste, in welcher hoffentlich der größere Theil des Schazes noch vorhanden ist. Daß ich kein Goldstück angerührt habe, nehme ich auf meinen bevorstehenden Amtsseid, wenn Sie es nicht vorziehen, mich zu visitiren.“

Schrötter lächelte.

„Sie sind ein ehrlicher Mann und ein muthiger Held außerdem, daran zweifelt wohl Niemand mehr, und wir werden es uns zur Ehre schätzen, Sie nunmehr als unsern Kollegen zu begrüßen!“

Er wandte sich darauf in befehlendem Tone an seine Begleiter.

„Zwei von Ihnen werden hinreichend sein, den Verbrecher zu fesseln und nach Sternberg zu transportiren. Die beiden anderen Herren heben die Kiste hier aus der Erde. Vorwärts, unser Geschäft leidet keinen Aufschub!“

„Ich gestatte mir die Bemerkung, daß der Verbrecher bereits gefesselt ist, Herr Kommissar!“

„Ah! um so besser! Sie besitzen ja einen wahren Löwen-

muth, Herr Liebach! Nun, unser Herr Bürgermeister weiß derartige Eigenschaften zu schätzen! Ich gratulire Ihnen!"

Unterdeß waren die Beauftragten nach dem Häuschen geeilt, aus welchem sie nach wenigen Minuten heraustraten. Der Verbrecher schritt in der Mitte. Die Hände waren ihm auf dem Rücken zusammen gebunden. Die Augen wurzelten mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Angst auf dem Erdboden und nahmen sich in ihrer tödtlichen Starrheit wie erlöschende Kohlen in dem bleichen Antlitz aus.

Der Polizei-Kommissar betrachtete den zitternden Verbrecher einige Minuten lang mit dem Interesse eines Mannes, der ein lange dunkel gewesenes Problem plötzlich auf eine andere Weise gelöst sieht, als er es erwartet hat. Dann wandte er sich der schweren Kiste zu, die unterdeß aus der Erde gehoben worden war und deren glänzend polirte Eisenplatten fast unheimlich in dem verlöschenden Schein der Fackeln bligten.

Er bückte sich nieder und versuchte den Deckel zu heben, allein die Chatulle war fest verschlossen. Die Polizisten hatten inzwischen die Taschen des Gefangenen durchsucht und einen ziemlich komplizirt gearbeiteten Schlüssel, ein Portemonnaie mit zehn Groschen und ein kleines Taschentücher gefunden und dem Polizei-Kommissar überreicht. Da der Verbrecher die Frage des letzteren, ob dies der Schlüssel zu der Goldkiste sei, bejahte, und ein desfallsiger Versuch die Richtigkeit dieser Antwort ergab, konnte die Rückkehr nach der Stadt nunmehr angetreten werden.

Ganz Sternberg war übrigens auf den Beinen, denn die Nachricht, daß der Mörder des alten Rappel auf der Trense-Insel ergriffen sei, hatte sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Alt und Jung stand am Ufer und blickte nach dem Feuerzeichen hinüber, und ein großer Theil der jüngeren männlichen Einwohnerschaft hatte sich bereits zu einer gemeinsamen Schlittschuhpartie zusammengefunden. Man hatte eben die Eisenschuhe angelegt und stand im Begriff, den Polizisten entgegen zu segeln, als der Ruf erkörnte: „Sie kommen! sie kommen! Der Raubmörder ist da! Sie haben ihn!“

In der That betraten die Polizeibeamten mit ihrem Gefangenen soeben das Ufer, von der lieben Gassenjugend mit dem in solchen Fällen üblichen Hurrah-Gebrüll empfangen. Der ungeheuerere Menschenschwarm schloß sich an und im Triumph ging es dem Polizeigefängniß entgegen.

Liebach war plötzlich der Held des Tages geworden. Man drängte sich an ihn heran, suchte seine Hände zu fassen und einige Worte mit ihm zu wechseln, allein der junge Mann schwelgte bereits im Vorgefühl seiner amtlichen Würde. Er verwies die Neugierigen auf die binnen Kurzem stattfindenden öffentlichen Gerichtsverhandlungen und lehnte die Komplimente, die man seinem Scharfsinn und seiner Geistesgegenwart zollte, mit der kurzen Bemerkung ab, daß er nur seine Schuldigkeit gethan habe, und daß jeder andere, der sich die Sache hätte angelegen sein lassen, wohl auch zuletzt auf den Gedanken gekommen wäre, daß der Raubmörder die Trense-Insel zur Vergütung seines Raubes erkoren haben müsse.

Man war in die Nähe der goldenen Muschel gelangt. Meister Platterheim, welchen die Ankunft der Post von der

Betheiligung an dem „Krawall“ zurückgehalten, warf jetzt in aller Eile die weiße Serviette über die Schulter und schwenkte sie dem Zuge entgegen. Unausgesetzt lavirend und sich auf den Fußspitzen hebend, gelang es ihm endlich, einen Blick in das Gesicht des Gefangenen zu werfen.

Es war nur ein flüchtiger Augenblick, aber der Muschelwirth fuhr zusammen, als habe ein Blitzstrahl ihn getroffen. Einen Moment stand er, wie in den Erdboden gewurzelt. Dann schüttelte er den Kopf, stemmte mit einer Art verzweiflungsvoller Entschlossenheit beide Hände auf die Schultern seines Vordermannes, eines behäbigen Fleischermeisters, sprang mit einem mächtigen Satz in die Höhe und schrie, nachdem er auf diese Weise sich vergewissert hatte, mit Stentor-Stimme:

„Herr Gott im hohen Himmelsithron! Das ist ja der Konfistorialrath Otter aus Berlin!“

In dem Wesen des Verhafteten gab sich nicht die geringste Bewegung kund.

Schrötter aber wandte sich nach dem Sprecher um und versetzte, während der Fleischermeister unwillig die Worte brummte: „Nanu, Herr, was soll das heißen? Denken Sie, ich bin ein Packesel?“ in gleichmüthigem Tone:

„So? Sie kennen den Herrn also? Da haben Sie doch die Güte, uns gefälligst zu begleiten!“

„Verdammt!“ brummte Platterheim, „nun werde ich auch in die Geschichte verwickelt und des Laufens und Berhörens wird kein Ende sein! So gehts, wenn man das Maul nicht halten kann!“

„Hier heran!“ donnerte Liebach jetzt mit strengem Blick den Zusammenschreckenden an und deutete gebieterisch auf seine rechte Seite, während das Publikum respektvoll zurückwich, um den nöthigen Raum zu geben. Zagend gehorchte Platterheim. Dem jungen Manne machte es ungeheuern Spaß, denjenigen, der ihn vor Kurzem noch so schnöde verkannt und von oben herab behandelt hatte, nun auch sein Uebergewicht ein wenig fühlen zu lassen.

„Ja, die Unfähigkeit, das Maul zu halten,“ zischelte er dem Muschelwirth ins Ohr, „die hat schon Manchen ruiniert, Meister Platterheim! Dem Spitzbuben und Gauner mit gestohlenem Gelde gabt Ihr Obdach in Eurem ehrlichen Hause, und das brave Kind armer Leute mit seinen sechs Dreieren in der Tasche ließet Ihr draußen logiren. Das ist das Ende vom Liede!“

Platterheim stöhnte laut, nickte aber bestätigend mit dem Kopfe. Er war im Grunde ein Mann von Einsicht und Gemüth und sicherlich beschloß er in seinem Herzen, sich den Vorfall zur Lehre dienen zu lassen.

Allein so ganz ungeschoren sollte er einmal nicht davon kommen.

Sein Widerpart, der Löwentwirth, mußte bereits Wind von der Sachlage erhalten haben. Wenigstens stand er, als der Zug an seinem Hause vorüber kam, auf dem kleinen im ersten Stock vorspringenden Balkon. Seine rothe Nase leuchtete wie ein riesiger Rubin über dem Geländer und wie das Gekacker eines Ziegenbockes klang es in das bunte Gewirr der Straße hinab:

„Hehehehe, Muschelwirth! hehehehe! Habt Ihr wieder eine Kaulquappe für Eure Muschel abgefaßt? Hehehehe! das

kommt davon, wenn man vor der Post auf Posten zieht und dem Schwager ins Handwerk pfuscht und um jeden Hanswurf, wenn er nur einen anständigen Rock auf dem Leibe — hier folgte ein unmöglich wiederzugebender Ausdruck — trägt, herumsegelt, wie der Haifisch um eine alte Lebensmüde Fregatte! Hehehehe!"

Das brausende Gelächter der Menge verschlang sowohl die Fortsetzung der Rede, wie den Stoßseufzer des Muschelwirthes. Im Uebrigen stand man nunmehr vor dem Gefängnißgebäude, dessen eiserne Thorflügel sich gleich darauf hinter dem Gefangenen und seinen freiwilligen und unfreiwilligen Begleitern schlossen.

Neuntes Kapitel.

Die Untersuchung gegen den des Raubmordes Verdächtigen wurde nunmehr mit dem ganzen Ernst, den die Sachlage erheischte, eingeleitet und sie förderte eigenthümliche Thatsachen zu Tage.

Der fremde Reisende, welcher das an und für sich so unbedeutend scheinende Städtchen zum Gegenstande seiner räuberischen Streifzüge gemacht hatte, war ein schon mehrfach bestraster Bauernfänger und Betrüger gewöhnlichen Schlages, dem die Residenz für sein Spitzbuben-Genie zu eng geworden war, und der sich deshalb zu Gastrollen in der Provinz entschlossen hatte. Mit dem geistlichen Stande hatte er durchaus nichts gemein. Auch war sein wahrer Name nicht Otter, sondern Ziegler. Seine Komplizen hatten ihm seines blassen höhlängigen Aussehens und seines schleichen Wesens wegen den Spitznamen „Todtenkopf“ gegeben.

Die Kreuz- und Querfragen des Staatsanwaltes veranlaßten den Todtenkopf nach einigen Versuchen, die That zu leugnen, zu einem offenen Geständniß. Platterheims Erzählung von dem ansehnlichen Baarschatz des alten Rappel hatte seine Habsucht entflammt, die Abgelegenheit der Wohnung, sowie die anderweiten günstig liegenden Verhältnisse hatten den Plan in ihm entstehen lassen, sich in den Besitz des Goldvorrathes zu setzen.

So hatte er die Rolle eines geistlichen Würdenträgers gespielt und der trotz seiner vielgerühmten Menschenkenntniß immerhin beschränkte Muschelwirth hatte ihn seltsamer Weise selber mit den Lokalverhältnissen bekannt gemacht.

Der Mörder war mit außerordentlicher Vorsicht und Geschicklichkeit zu Werke gegangen.

Wohl versehen mit den nöthigen Werkzeugen zum nächtlichen Einbruch, und mit einem großen Ledersacke ausgerüstet, war er zu Fuß nach Sternberg gekommen und hatte in stiller Mitternacht, von Niemandem bemerkt, den Weg nach dem Mittelgraben eingeschlagen. Ohne langes Bedenken war er von der Straße aus in das Wasser gesprungen, das ihm bis an die Brust reichte, und die wenigen Schritte nach dem jenseitigen Ufer hinübergewatet, wo die Rähne der Fischer lagen. Einen derselben, der sich durch eine besondere lockere Befestigung auszeichnete, hatte er los gemacht, worauf er nach dem Rappel'schen Grundstück gerudert war und sich vom Garten aus durch Uebersteigung des Zaunes in den Hofraum begeben hatte.

Das Erbrechen der Schlösser, das Oeffnen der Hinterthür, der Eintritt in das Zimmer des Geizigen war bei der Gebiegenheit der Werkzeuge, mit welchen der Räuber sich versehen hatte, nicht bloß mit durchaus keinen Schwierigkeiten verknüpft gewesen, sondern auch ohne jedes Geräusch bewerkstelligt worden.

Rappel war eben im Begriff gewesen, die schwere Kiste zu schließen, als der Mörder auf ihn zutrat. Es war genau eine halbe Stunde nach Liebach's Weggehen und der alte Mann hatte wohl mit kummervollem Antlitze nachgezählt, wie viel ihm nach dem schweren Opfer, das er seinem einzigen Kinde zu Liebe gebracht, noch übrig geblieben war. Als der Räuber den Alten, den er schlafend zu finden erwartete, noch wach fand, war er einen Augenblick stutzig gewesen, aber auch nur einen Augenblick. Rappel hatte sofort beim Erblicken des Eindringlings einen durchdringenden Hülfseruf ausgestoßen, und das war sein Verderben. Ehe er einen zweiten Schrei über die Lippen bringen oder nach seiner alten Vogelschlinge greifen konnte, war der Dolch des Bösewichts ihm schon in die Brust gefahren und hatte der gewaltige Stoß das Herz des Armen durchbohrt.

Mit der größten Gemüthlichkeit hatte der Todtenkopf den Leichnam in den Ledersack gepackt, einige schwere Steine vom Hofe herein geholt und, nachdem er auch diese hineingethan, den Sack zugebunden und diesen sowie die Goldkiste in den Kahn geschafft. Sodann hatte er jede Spur, die zu seiner Entdeckung führen konnte, sorglich zerstört. Er hatte ferner den Verschuß der Hinterthür mit außerordentlicher Geschicklichkeit wieder in seine frühere Lage gebracht. Auf dem Hofe und im Garten wurden die Fußspuren mittelst eines Rechens verwischt. Nichts verrieth, daß Jemand die Hinterräume passirt hatte. Um die Polizei glauben zu machen, der Einbruch sei von der Straße aus bewerkstelligt worden, hatte er das Schloß der Hausthüre zerstört und war schließlich durch die letztere entwichen. Längs der alten Stadtmauer hinschreitend, war er endlich ins Freie und wieder an den Mittelgraben gelangt. Er glaubte seine Sache vortrefflich zu machen, wenn er die Strecke im Wasser bis dahin, wo der Kahn lag, durchwatete, und sicherlich wäre auf diese Weise jede Spur zu seiner Verfolgung vollständig vernichtet gewesen, hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, den Dolch in geringer Entfernung von dem Rappel'schen Grundstück in das Wasser zu werfen.

Unter dem Schutze der Dunkelheit war der Raubmörder sodann in den Trense-See hinausgerudert. Die tiefe Stelle in demselben, sowie die Geschichte betreffs des alten Invalidenschattens waren ihm bekannt. Nachdem er den Leichnam in den See versenkt und sich die Taschen mit Goldstücken aus der Kiste gefüllt hatte, landete er auf der Insel, zündete die Laterne an und machte am äußersten Ende des Schattens, welchen der Eisenpfahl warf, ein Loch, in das er die Kiste versenkte. Der weiche Moorboden machte diese letzte Arbeit zu einer außerordentlich leichten. Ebenso stieß die Zurückbeförderung des Rahnes auf seinen ursprünglichen Platz und seine Wiederbefestigung in der früheren Weise auf keine Schwierigkeiten. Noch einmal mußte der Weg durch's Wasser gemacht werden; aber als der Räuber mit dem Beginn der Morgendämmerung wieder auf der nach der Residenz führen-

den ihm wohlbekannten Landstraße stand, durfte er den entsehllichen Plan als gelungen betrachten.

Er lebte in Sauf und Brauf und hatte bereits nach wenigen Wochen das mitgenommene Geld verjubelt. Nun mußte er auf Ersatz Bedacht nehmen. Inzwischen war aber Frostwetter eingetreten. Es schien ihm ein Leichtes, seinem Schaze auf dem Eiswege einen Besuch abzustatten. Ohne Zagen trat er die Reise an und — ging schnurstracks in sein Verderben.

In der bald darauf anberaumten öffentlichen Gerichtsverhandlung sprachen die Geschworenen das „Schuldig“ des vorbedachten Mordes über den Todtenkopf aus und dieser hüßte das grauenvolle Verbrechen auf dem Schaffot.

Franz Liebach aber erhielt bald darauf seine Bestallung nicht zum Stadtfergeanten, sondern zum Polizei-Sekretair, und wurde wenige Wochen später mit seiner geliebten Julie für's Leben verbunden. Wenn auch die junge Frau mit

Trauer und Entsetzen des unglücklichen Endes ihres Vaters gedachte, so fand sie doch Trost und Beruhigung in der zärtlichen Liebe ihres Gatten, der Alles that, um ihr über düstere Erinnerungen und trübe Reflexionen hinweg zu helfen.

Der jungen Frau war übrigens die enorme Hinterlassenschaft ihres Vaters gerichtlich zugesprochen worden. Das glückliche Ehepaar ließ an der Stelle der alten Baracke ein neues prächtiges Haus auführen und lebte darin in harmonischer Eintracht und Zufriedenheit viele Jahre. Der Wohlstand, dessen die jungen Leute sich zu erfreuen hatten, ist nie, wie dies so häufig der Fall, für sie eine Quelle des Unsegens geworden, da sie den besten Gebrauch von ihrer Habe machten, und auch des Unglücks und der verschämten Armuth nicht vergaßen, die unverschuldet in Einsamkeit ihre bitteren Thränen weinten.

Der schöne Caddo.

Erzählung nach authentischer Quelle.

(Fortsetzung.)

„Wer ist sie? o, sagen Sie, Kammerherr, wo ist sie her? eine Landsmännin? sprechen Sie doch!“

„Graf l'Estanges ist ihr Großvater, sie stammt aus der Ehe seiner Tochter mit dem Grafen Bethune. Ich sage Ihnen, ein köstliches himmlisches Wesen, lieblich, grazios von Natur, ich habe sie gesehen, bin entzückt; fern vom Hofe erzogen, hat sie nicht jene, allerdings sehr pikanten Feinheiten an sich, wie die Damen unseres Hofes, doch ein Weilchen vom Lande, voller Wohlgeruch.“

„O, grauer Sünder, bist Du schon so weit in Deiner Erkenntniß unter dem schönen Geschlechte fortgeschritten, daß Du es nach dem Geruche beschreibst?“ lachte ein ebenfalls ziemlich bejahrter Hofherr.

„Ruhe! Ruhe! keine Injurien! Wohlgeruch — das ist unter der Blume gesprochen, verstehst Du aber nicht — Dir ist jede gute Redefloskel ein unübersteiglicher Berg. Wohlgeruch, gleichlautend mit Reichthum. Sie ist enorm reich. Jetzt schon, wo sie noch im Hause ihres Großvaters ist, hat sie die süße Befriedigung, eine reiche Erbin von Seite ihrer lange schon verstorbenen Eltern zu sein — Graf Bethune war sehr, sehr reich. Und als einstige Erbin ihrer Großeltern wird sie doppelt so reich werden.“

„Ah!“

„Morgen, übermorgen oder überübermorgen wird l'Estanges seine Gemahlin und Enkelin in Versailles Seiner Majestät vorstellen, hat er mir heute selbst gesagt. Also, Messieurs, aufgepaßt, es gilt einen Wettkampf, sich lebenswürdig zu zeigen. Der Angenehmste führt die Braut heim.“

Der Ruf: „Seine Majestät der König wird sich eben nach Versailles zurückbegeben!“ machte dieser heiteren Scene rasch ein Ende. Man drängte sich in Eile hinaus, um in der Vorhalle und bis zum Wagen Spalier zu bilden, denn der stolze Ludwig liebte solche Huldigungen.

Marquis Julien d'Outrillard, der die Sitten des Hofes noch zu wenig kannte, gehörte zu Denen, welche sich am Wagen des Königs postirt hatten.

Der Monarch, von seinem Bruder, dem Herzog, geleitet, schritt die Stufen der Terrasse herab, seinen Adel, der lakaienhaft sich tief verbeugte, da Jeder nur sich glücklich pries, wenn der König im Vorübergehen ein Wort an ihn richtete, mit gnädigem Kopfnicken überblickend.

„Ah, Marquis d'Outrillard, auch hier? Wie finden Sie das Leben in Paris?“ fragte er mit Wohlgefallen, bei Julien einen Augenblick verweilend. „Wird es im Stande sein, Ihnen den spanischen Himmel und die Ufer des Ebro vergessen zu machen?“

Es lag in diesen rasch einander folgenden Fragen des Königs so viel Wohlwollen, daß aus ihnen deutlich zu entnehmen war, wie der junge Marquis die angenehmste Aussicht auf eine glänzende Hofcarriere habe.

Unter den Kavallieren zeichnete sich Julien allerdings höchst vortheilhaft durch seine kräftige und große Gestalt aus und durch den gebräunten Teint seines Gesichts, dessen Züge den Ausdruck von Muth und leicht erregter Leidenschaftlichkeit trugen. Er war wirklich ein schöner junger Mann, die Blicke seiner kohlrabenschwarzen Augen leuchteten wie Blitze schon im Zustande der Gemüthsruhe, um wie viel mehr mußten sie in dem der Aufregung vernichtenden Flammen gleichen! Eben wollte er, nachdem er sich verbeugt hatte, die an ihn vom König gestellten Fragen beantworten, als ein furchtbares Geschrei aus der Straße Saint Honoré laut wurde.

„Was ist das?“ fragte der König überrascht; aber Niemand von den Umstehenden vermochte eine Antwort zu geben, indeß diese große Ungewißheit löste sich schnell, denn nur wenige Sekunden vergingen, als unter der, den großen,

weiten, von den beiden Flügeln des so umfänglichen Palais (damals befand sich das Theatergebäude noch nicht daselbst) gebildeten Platz umstehenden, von Wachen und Dienern in ehrfurchtsvoller Entfernung gehaltenen und der Abfahrt des Königs harrenden Menschenmenge ebenfalls ein mörderisches Angstgeschrei ausbrach und ein wildes, von einem gewaltigen Schrecken hervorgerufenes Gedränge zur Flucht nach zwei Seiten entstand.

Die Ursache dieser plötzlichen Aufregung gab sich schnell kund; ein wüthend gewordener Ochse mit mächtigen Hörnern brach sich, eine Menge Leute niederwerfend, von Mehrgesellen verfolgt, Bahn und stürmte, den Kopf zum Stöße gesenkt, auf die den König und dessen Bruder umgebenden Hofkavaliere los, welche in der Angst vor dem wild gewordenen Thiere ihre Anhänglichkeit an die Majestät vergaßen und in kopfloser Flucht nach der Terrassentreppe zu stürzten.

Nur Einer hielt am Platze aus, ganz allein, denn der König und sein Bruder sprangen eiligst in den Wagen, und dieser Eine war Julien d'Outrillard. Das wuthblinde Thier stürzte sich auf ihn, den einzigen Gegenstand in seinem Wege, los.

„Fliehen Sie, d'Outrillard!“ rief der König aus dem Wagen heraus; aber dieser Zuruf verfehlte seine Wirkung. Der junge Marquis blieb, das ihm nahende Thier von dem hinter ihm dreinschallenden und Julien geltenden Geschrei der es verfolgenden Mehrgesellen: „Aus dem Wege! aus dem Wege!“ fest im Auge behaltend, ruhig stehen, in der Rechten den aus der Scheide gerissenen Degen.

Das Entsetzen, von dem Alle Anwesenden ergriffen wurden, ihn im nächsten Moment zum Opfer einer nutzlosen Kühnheit werden zu sehen, bewirkte plötzliche Stille.

Jetzt erfolgte der Zusammenstoß, mit dumpfem Brüllen stürzte das wuthschnaubende Thier zu Boden, der scharfe spitze Stahl des Marquis bohrte sich, indem dieser selbst eine schnelle, kaum bemerkbare Wendung, als wolle er erst jetzt zur Seite springen, gemacht hatte, tief in dessen Nacken, die Wirbelsäule durchschneidend, ein, ein breiter Blutstrom schoß augenblicklich auf beiden Seiten des Nackens herab. Es war ein Meisterstoß, wie einen solchen nur ein auf diese ebenso muthige, wie blutige Kunst der Tödtung gelernter Matador bei den spanischen Stiergefechten hätte vollbringen können.

Der tiefen Stille der unbeschreiblichen Angst um sein Leben folgte ein lautes Beifallsgeschrei der Menge.

„Sie und Ihr Vater werden sich mir morgen in Versailles vorstellen!“ rief ihm der König zu und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Als wäre nichts von Belang geschehen, stieg Julien die Terrasse hinauf, und vorsichtig wichen die Kavaliere ihm zur Seite, denn sein Kleid war stark mit Blut bespritzt. Julien lachte hell auf bei dieser Rücksichtnahme für seine Garderobe.

Um den bereits verendeten Ochsen hatte sich die Menschenmenge versammelt und die Mehrgesellen fanden als das Einzige, was ihnen nun zu thun blieb, seine eilige Fortschaffung mittels einer Karre.

„Das war ein Meisterstoß, mein Herr Marquis!“ sagte der Herzog von Orleans lobend.

„D, er war nicht besser und nicht schlechter, als ihn jeder Espada (Stierkämpfer) bei uns in Spanien gethan haben würde,“ lautete Julien's Antwort.

Am Spätabend dieses Tages lauschte Mathieu an der Thür des Wohnzimmers des mit einem Male zum bewunderten Helden gewordenen Sohne seines Herrn. Mathieu hatte die Vorsicht gebraucht, seiner Schuhe sich zu entledigen, um im Nothfalle schnell den Korridor entlang ungehindert verschwinden zu können, indeß er schien nicht in die Nothwendigkeit zu kommen, eine solche Flucht unternehmen zu müssen.

Drinne im Zimmer befand sich der junge Marquis und dessen beide Diener. Es wurde unter diesen drei Personen viel gesprochen, gelacht und viel getrunken. Nie bedauerte Mathieu mehr als jetzt, wo er durch das Schlüsselloch guckte, der spanischen Sprache nicht mächtig zu sein, denn es mußte doch ein außerordentlich seltsames Verhältniß zwischen den Dreien bestehen.

„Ein so vornehmer junger Herr, und hält mit seinen Bedienten Kameradschaft, wie sie nicht um ein Haar anders sein kann, als wenn er ihres Gleichen wäre — das ist auffallend, unerhört! Ich wüßte keinen Kavaliere in ganz Frankreich zu finden, der sich zu solcher Gleichstellung verstände. Wenn ich nur meinen Herrn Pathen herrufen könnte, daß er sich persönlich von dieser dicken Freundschaft überzeuge; aber der Mann ist zu furchtbar, zu wenig spekulativ, um darauf einzugehen. Mein Himmel, was man für Noth mit einem so ängstlichen Pathen hat!“

Während Mathieu sehr viel Kummer empfand, daß sein würdiger Herr Pathe so wenig Muth in sich verspüre, hatte er sich vom Niederbücken an das Schlüsselloch ein wenig aufgerichtet, denn die Stellung, welche er bisher eingenommen, war keine so angenehme, daß er nicht das Verlangen gefühlt hätte, sie auf kurze Zeit zu unterbrechen. Er wankte bei dem Aufrichten ein wenig und strich leise mit der Hand an das Thürblatt an. Darinnen herrschte zufällig für einige Augenblicke Stille, weshalb die leise Berührung der Thüre nicht unbemerkt geblieben war. Mathieu ahnte indeß nichts davon und da fast momentan einige Worte gesprochen und dann ein lautes Gelächter im Zimmer hörbar wurde, so war es unmöglich, daß der gute Lauscher die gute Vermuthung haben konnte, er habe einen Selbstverrath begangen.

Indem er sich abermals zum Schlüsselloch niederbeugte, die Hände auf die Kniee gestützt, öffnete sich die Thür mit einem so raschen Ruck nach außen, daß er, von derselben hart an Stirn und Nase getroffen, zurück stolperte und, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, zu Boden fiel.

Diese Ueberraschung trug dem guten Mathieu keine Rosen. Er fühlte sich von einer kräftigen Faust in die Höhe gerissen, seine schuhlosen Füße verriethen, was er hier gewollt, und eine tüchtige Tracht Schläge, mit Ohrseigen und Fußtritten untermischt, wurden ihm als Belohnung für seine Mühe ausgezahlt.

Mathieu hatte nicht nur das Herzeleid, daß ihm höchst übel mitgespielt worden sei, so daß er kaum die Glieder

regen konnte, blaue Flecke am ganzen Körper besaß und seine Wangen, wie von einem inneren Feuer glühend, hoch aufgeschwollen waren, sondern auch, daß im Laufe des nächsten Vormittags sein Pathe ganz echauffirt zu ihm kam, der unter den ihm so unerwartet zuthell gewordenen Mißhandlungen sich so elend und zerschlagen fühlte, daß er sein Bett nicht verlassen konnte, an dieses trat und ihm zurief:

„Unglücksfind, unsinniger Pathe, was hast Du gethan! Du hast Dich durch Deine Dummheit aus dem Hause gebracht. Der junge Herr Marquis ist soeben bei seinem gnädigen Herrn Vater gewesen, hat ihm mitgetheilt, daß Du an der Thür seines Wohnzimmers als Lauscher betroffen worden und von seinen beiden Bedienten tüchtig dafür ausgezahlt worden seiest. Er, der junge Herr Marquis nämlich, werde sofort das Haus verlassen, wenn Du nicht augenblicklich des Dienstes entlassen würdest, und das Letztere habe ich Dir anzukündigen, Du Unglückspathe! Unser gnädiger Herr war sehr aufgebracht über Deine Thorheit, und um seinen Herrn Sohn zufrieden zu stellen, mußt Du aus dem Hause. Ach, was haben meine vielen guten Lehren bei Dir genützt! Nichts, gar nichts — Du bist ein unverbesserlicher Schlingel!“

Diese üble Nachwirkung seines Aergers über die Spanier hatte sich Mathieu allerdings nicht träumen lassen und leider wußte er aus Erfahrung, daß die Befehle des alten Herrn unwiderruflich waren, weshalb sich seiner ein ungeheurer Born bemächtigte.

„Herr Pathe!“ rief er, „es ist gut, daß ich aus dem Hause komme, der Herr Marquis will es so und darum muß es geschehen — dabei bleibe ich aber und von der Meinung lasse ich keinen Pfifferling herunter und wenn Sie mich noch zehnmal mehr einen unverbesserlichen Schlingel schelten: ich glaub's nicht, daß unser junger Herr ein Kavaliere ist — nein, ich glaub's ein für allemal nicht und wenn mich's den Kopf kosten sollte.“

Herr Laborde fühlte sich schwer indignirt von dieser störrigen Glaubenslosigkeit seines Pathen und verließ denselben höchst erzürnt.

Am nächsten Tage bezog Mathieu bei Madame Lalotte ein kleines Stübchen, um in dieser Zurückgezogenheit von dem Schauplatz seines bisherigen Wirkens in Ruhe abzuwarten, bis sich für ihn ein anderes Unterkommen fände.

Mademoiselle Alice sah sich der Ehre gewürdigt, der jungen, reizend schönen Comtesse von Bethune Unterricht im Tanzen zu ertheilen, nicht etwa, daß diese vom ganzen Hofe bewunderte junge Dame gänzlich unerfahren in dieser Kunst gewesen wäre, aber sie sollte darin jene feinen Touren und Manieren erlernen, wie sie bei Hofe beliebt waren. Graf l'Estanges, ihr Großvater, hatte diesen Gedanken gefaßt, ohne zu überlegen, daß die natürliche Anmuth, wie Comtesse Louison sie besaß, alles Angekünstelte weit überwiegt.

Mademoiselle Alice bemerkte scherzend gleich in der ersten Lektion, daß es der Kunst schwer werden würde, die natürliche Anmuth in die Lehre zu nehmen.

„Sie sind eine kleine Schmeichlerin, Mademoiselle,“ hatte Graf l'Estanges geantwortet. „Louison bedarf eines

solchen Unterrichtes, ich sehe das. Es ist etwas ganz Anderes, in der Provinz bewundert zu werden, als daß man hoffen dürfte, auch in der Residenz, am Hofe eines Königs, in den hohen Kreisen ein Gleiches zu erringen.“

„Seien Sie versichert, Herr Graf, daß ich Ihren Wünschen nach meinen besten Kräften entsprechen werde,“ entgegnete die Ballettänzerin.

„Das macht mich sehr zufrieden, Mademoiselle, denn Ihr Renommé unter dem hiesigen hohen Adel ist ein so günstiges, daß es mir unstatthaft scheint, nur irgend den leisesten Zweifel an Ihrem Talente hegen zu dürfen. Bedarf Louison eines Kavaliere, um die Touren zu tanzen, so lassen Sie mich das gefälligst wissen, Cousin Francois wird sich dann Ihnen zur Verfügung stellen.“

War Comtesse Louison auch in den ersten paar Lektionen sehr schüchtern, so gelang es doch dem lebenswürdigen Wesen ihrer selbst sehr hübschen Lehrerin, schnell ihr Vertrauen zu gewinnen.

Es konnte Alice nicht entgehen, daß zuweilen ein Schatten von Kummer über das liebliche Gesicht Louison's hinslog. Sie äußerte das scherzweise und fügte hinzu:

„Ich glaube in Ihrer Seele lesen zu können, was die Ursache ist, daß Sie zuweilen so nachdenklich erscheinen. Hahaha! Eine junge Dame, wie Sie, Comtesse, der sich alles Glück der Erde bietet, deren Wünsche zu erfüllen Jeder bereit sich findet — und nachdenklich!“

„Es mag Ihnen sonderbar vorkommen, ich glaube es; aber es ist einmal so — leider ist es so,“ antwortete die Comtesse. „Sie äußerten, Sie könnten in meiner Seele lesen — nun, dann wissen Sie es ja, was mich kummervoll macht.“

„O, Comtesse, nehmen Sie das nicht so auf, als behaupte ich, daß ich wirklich in Ihrer Seele lesen könnte, wie in einem vor mir aufgeschlagenen Buche. Wollen Sie wissen, wohin meine Rede zielt?“

„Nun, so sagen Sie es.“

„Ihr gnädiger Herr Großvater sprach von einem Herrn, den er Cousin Francois nannte, und ich denke mir, an dessen Stelle wünschten Sie den jungen Herrn Marquis d'Outrillard — habe ich es getroffen? mein Himmel, gute, liebe Comtesse, Sie erröthen ja, als hätte ich Ihnen Gott weiß welches Verbrechen aufgerebet! Wie wunderlich sind Sie! Ich meine es herzlich gut mit Ihnen, und kann ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen, so adressiren Sie Ihr Vertrauen an mich, fürchten Sie keinen Mißbrauch desselben von mir. Ich möchte Sie so gern heiter sehen.“

„Und ich möchte so gern heiter sein; aber kann ich denn? es ist mir vollkommen unmöglich.“

„Wie? gefällt Ihnen vielleicht der vom ganzen Hofe vergötterte junge Marquis d'Outrillard nicht?“

Louison nickte bejahend.

„Ach, ein kleines, süßes Herzensgeheimniß also!“

„Ja, ein Herzensgeheimniß, meine Gute; aber um Gotteswillen reinen Mund gehalten. Der Großvater ist sehr streng in Allem, was er einmal beschlossen hat. Marquis Julien soll mein Gemahl werden, unsere Verlobung — und das soll eine ganz besondere Ehre und Auszeichnung sein, sagte der Großvater — ist an der königlichen Tafel

beschlossen worden. Ich war so sehr überrascht, so erschrocken dabei, daß ich kein Wort zu sagen wagte, wie mir der Herr Marquis auch nicht ein klein wenig gefällt, wie ich mich von Angst erfaßt fühle, wenn er zu mir spricht. Ich fürchte ihn, das ist gewiß sehr kindisch, weil ich selbst mir nicht klar bewußt bin, warum ich ihn fürchte, aber diese Empfindung kann ich nicht beherrschen. Er ist ein schöner junger Mann, alle Welt sagt das; aber ich finde nichts an ihm, was ihn mir angenehm machen könnte, er ist mir widerlich. Wenn seine Augen auf mir ruhen, muß ich mir alle Mühe geben, mein Zittern nicht zu verrathen; ja, ich gestehe Ihnen, die seltsamste Angst, die nur Jemand fühlen könnte bei dem Anblicke eines bösen Geistes, ergreift mich, wenn er mir eine Artigkeit sagt, wenn er mich anlacht. Wie anders, wie ganz anders ist Cousin François! wenn er mit mir spricht, ist's wie ein Wohlklang des Friedens, der mich überkommt, ich fühle mich froh werden. Ach, ich kann des entsetzlichen Gedankens mich nicht entschlagen, daß der Marquis mit demselben Gleichmuth, mit dem er den wüthend gewordenen Ochsen niederstieß, auch mein Blut vergießen könnte."

"Um Himmelswillen, Comtesse, das sind ja entsetzliche Gedanken, wahrhafte Nachtgespenster."

Da Louison nichts darauf antwortete, so sprach Mademoiselle Alice nach einer Weile weiter:

"Aber ich kann mir deren Ursache wohl denken."

"Nun?"

"Sie lieben Ihren Cousin François — nicht?"

"Ach ja, wir lieben uns mit vollem Herzen. Sie haben recht."

"Er ist gewiß arm?"

"Sehr arm; sein verstorbener Vater war ein Brasser, der sein ganzes großes Vermögen verschwendet und seinen einzigen Sohn in hilfloser Armuth zurückgelassen hat, weswegen mein Großvater den achtjährigen Knaben aus Barmherzigkeit in's Haus genommen. Damals war ich noch nicht ganz vier Jahre. François wurde mein guter Freund, was er mir an den Augen absehen konnte, that er, und so ist es gekommen, daß wir ein Herz und eine Seele geworden sind. Er trägt aus Liebe zu mir Großvaters Lamm, der in ihm nichts weiter als einen Diener sieht, welcher ihm die höchste Dankbarkeit schuldig ist. O, Großvater würde rasend vor Zorn, wenn er nur ahnte, daß zwischen mir und François ein solcher Herzensbund bestände! Wie dürfte François in seiner Armuth es wagen, um meine Hand anzuhalten! Das ist unmöglich, und deshalb muß ich das Opfer werden —"

In diesem Augenblicke wurden zwei männliche Stimmen im Nebengemache laut. Louison fuhr heftig zusammen, denn sie erkannte die Stimmen der beiden Sprechenden, Marquis Julien und François de Latour.

"Mein Himmel, diese Stimme — ich habe sie schon gehört, aber wo?" sagte Mademoiselle leise vor sich hin, als sie den Marquis sprechen hörte:

"Was wollen Sie hier? Ich bedarf keines mich anmeldenden Bedienten bei meiner Verlobten."

"Wenn Sie eines Solchen Dienstleistung bedurft hätten, so würden Sie draußen wohl einen gefunden haben," entgegnete François. "Nichts liegt mir ferner, als Sie zu melden, denn ich bin so gut Edelmann, wie jeder Cavalier des Hofes."

Ein schallendes Gelächter aus Jenes Munde klang als der bitterste Hohn auf diese Aeußerung François', so daß derselbe mit Entrüstung rief:

"Mein Herr, ist es Ihre Absicht, mich zu beleidigen?"

"Ich hoffe nicht, daß Sie so kopfslos sind, mit mir anbinden zu wollen!" antwortete der Marquis. "Gehen Sie hinaus, Sie haben nichts hier zu suchen, wenn ich hier bin."

Eine kurze Pause folgte, dann rief Julien voll Zorn:

"Wie, Sie widersetzen sich meinem Befehle? Hinaus! auf der Stelle hinaus!"

"Gott im Himmel, er will ihm Böses thun!"

Mit diesem angstvollen, wenn auch leisem Rufe eilte Louison in das Nebenzimmer.

"Was ist geschehen?" fragte sie.

Ihr den größten Schrecken ausdrückender Blick flog schnell über die beiden jungen Männer hin. Der Marquis verwandelte seine herausfordernde Stellung gegen François in ein freundliches Throntegentreten, François aber stand bleichen Angesichtes unweit der Thüre und die tiefe Erregung seines Gemüthes gab sich in seinen vibrirenden Zügen kund. Gegen Julien's große, kräftige Gestalt und dessen schönes Antlitz stellte er allerdings einen auffallenden Gegensatz in seiner Person auf. Er war kleiner und schwächer von Körper und sein Gesicht eben kein schönes, indem Pockenmarken dasselbe verunzierten.

"Was hatten Sie mit François?" fragte die Comtesse fast tonlos, da sie den Letzteren in solcher Aufregung erblickte.

"Nichts von Belang," lautete Julien's Antwort. "Ich sah ihn für einen Bedienten an, der sich dummdreist hier eindringen wolle. Ihr gnädiger Herr Großvater hat es vergessen, mir ihn als Cavalier vorzustellen, und ich — nun, wie ich schon sagte, sah ihn für — —"

"François ist in unserer Familie erzogen, er ist Cavalier," berichtete Louison.

"Ja, wer kann ihm das ansehen!" lachte Jener. "Nun beruhigen Sie sich, theuerste Louison, ich habe ihm kein Leid zugefügt. Ich komme von Ihrer gnädigen Frau Großmutter; aber entfernen Sie erst ihn, ich bitte darum. Ich trage Bedenken, daß er sich Augenschmerzen zuziehen wird. Sehen Sie, wie er mich anblickt, als wolle er mir den Stahl in's Herz bohren." Und lachend fügte er hinzu: "Wären Blicke Dolche, läge ich schon längst hier am Boden."

"Was wolltest Du von mir, François?" fragte die Comtesse gütigst, sich an diesen wendend, um die Beiden einander aus den Augen zu bringen.

Plaudereien am Kamin.

Das Leben des Sultans.

Eine französische volkswirtschaftliche Wochenschrift brachte neulich eine eingehende Studie über die Türkei, ihre politische und materielle Lage. Der Verfasser kommt dabei immer wieder auf die Allgewalt des Sultans zu sprechen und hält es daher angemessen, dieser von einem überirdischen Nimbus umgebenen Persönlichkeit etwas näher zu treten. Wir entnehmen dieser Schilderung folgende interessante Details: Abdul-Aziz spricht keine fremde Sprache, aber er schreibt das Türkisch kalligraphisch, was bei den Orientalen etwas gilt. Sein Palast zerfällt in zwei streng abgetrennte Theile: den von seinen Frauen bewohnten Harem und den Salamlık, in welchem das männliche Personal des Schlosses sich aufhält und die Gäste empfangen werden. Der Sultan verläßt gewöhnlich den Harem zwischen 9 und 10 Uhr Morgens und kehrt erst um 9 oder 10 Uhr Abends dahin zurück. Er zeigt sich seinen Kämmerern, die ihn mit Tagesanbruch erwarten, in folgendem schlichten Aufzuge: ein weißes Köppchen auf dem Haupte, die bloßen Füße in bequemen Pantoffeln, den Leib in ein Gedscholik gehüllt, eine Art von großgeblümten hellfarbigen Schlafrock, unter welchem er eine Unterhose trägt. Der erste Sekretär empfängt seine Befehle für die Geschäfte, die der Großvezier durch ein besonderes zu diesem Behuf errichtetes Bureau vorlegt, dann kommt das Dejeuner, eine immer sehr reichliche Mahlzeit, da der Sultan sich eines vorzüglichen Appetits erfreut. Er speist allein, läßt sich aber dabei von den in ehrfurchtsvoller Entfernung stehenden Kämmerern durch pikante Stadtgeschichten, meistens über Minister oder sonstige Persönlichkeiten, denen er nicht gerade grün ist, unterhalten, wobei in der Wahl der Ausdrücke eine für unsere Begriffe ganz unglaubliche Freiheit herrscht. Wenn er dann empfängt oder ausgeht, legt er das offizielle Kostüm an, greift aber so bald als möglich wieder zu dem Hauskleide zurück. In seiner Jugend war Abdul-Aziz ein unerschrockener Reiter, ein Freund der Jagd und des Fischfangs, jetzt hat er aber schon längst jede Leibesübung aufgegeben. Zu Pferde steigt er höchstens noch des Freitags, um nach der Moschee zu reiten und dort sein Gebet zu verrichten. Zu seiner Unterhaltung läßt er sich Athleten- oder Widder- und Hahnenkämpfe vorführen, oder er erweist einem seiner Kämmerer die Ehre, mit ihm eine Partie Trirktrak oder Dame zu spielen. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Malerei, bald will er nichts als Landschaften, bald wieder Genrebilder, bald Schlachten gemälde. Unter den letzteren gefallen ihm die am Besten, auf welchen die Oesterreicher von den Türken geschlagen werden; doch kauft er sie nur dann, wenn recht viele Oesterreicher und kein einziger Türke todt oder verwundet auf dem Boden liegen. Früher pflegte er, wenn er bei guter Laune war, gern mit seinen Kämmerern zu ringen, und Einer der Letzteren, Nevers Pascha, hatte dieser Neigung sein Glück zu danken. Es war dies ein Mann, der unter ranher Hülle alle Feinheiten des vollendeten Hölflings verbarg. Zu vielen Malen aus dem Palast verjagt, gewann er immer wieder die Gunst des Großherrn. Niemand verstand es besser, einen Rippenstoß lächelnd und dankbar entgegen zu nehmen. Bei solcher Gelegenheit verlor er öfter das Gleichgewicht, aber nie den Kopf. Die drolligen Stellungen, welche er beim Fallen einnahm, erheiterten stets seinen Herrn und trug ihm jedesmal etwas ein, sei es ein Juwel, sei es Geld, oder eine neue Würde. Er war Handels-, Finanz- und Unterrichtsminister. Eines Tages warf ihn der Sultan, da er gerade lustiger aufgelegt war, die Treppe hinab; der Günstling trug schwere

Verletzungen und — ein prachtvolles Palais davon. So stieg Nevers Pascha unter dem energischen Impuls seines Herrn rasch zu Ehren und Reichthum empor. Bei den Hahnenkämpfen führt jeder Combattant den Namen eines Souveräns. Vor dem letzten Kriege sah man z. B. einen Napoleon III. in dem Hühnerhofe des Sultans figuriren, nach Sedan wurde er entfernt. Abdul-Aziz giebt selbst jedem Hahn seinen Namen und bezeichnet Denjenigen, der ihn im Kampfe vorstellen soll; es ist dies natürlich immer der, dessen Schnabel am Drohendsten um sich fuchelt, dessen Beine die kräftigsten sind. Man sagt in Pera, daß der Sultan die siegreichen Hähne mit einem besonderen Orden belohne. Das ist wohl aber nur ein schlechter Scherz.

Wunderbarer Instinkt.

Gerade an der Stelle, an welcher zwei frequente Bahngeleise sich kreuzen, hatte ein Verchenpaar sein Nestchen an einem Schienenast fest angebaut. Es waren bald in dem gefährvollen Nestchen vier Eierchen vorhanden, mit größter Aufmerksamkeit wurde jetzt dasselbe von einigen Bahnbeamten beobachtet. Bei jedem Zuge, der über dem Haupte des brütenden Vögels hinweglief, bückte sich dasselbe mit seinem Köpfchen so lange, bis die Waggons sämmtlich vorüber waren; dann erst richtete es sich wieder auf. Drei Eierchen wurden unter diesen lärmenden Umständen glücklich ausgebrütet. Als eines der Jungen zum ersten Male das Nestchen verließ, setzte es sich auf die Eisenbahnschienen. Die beiden Alten waren dabei zugegen. Der Zug kam herangebraust. Das besorgte, verzweifelte Locken derselben half nichts. Im Nu, als die Gefahr den höchsten Grad erreicht hatte, flog eins der Alten zum Jungen, packte es mit dem Schnabel an seinem Kopfbüschelchen und schleuderte es neben die Bahnlinie. Der Zug rollte im nächsten Augenblicke vorbei; das Junge war gerettet.

Eine Frau, die gefährlich krank lag, stammelte aus dem Gebetbuch den Vers: „Komm', o Tod, Du Schlafes Bruder, komm' und führe mich nur fort!“ — Ihr Mann stand ihr zur Seite und betete andächtig mit: „O Du großer Gott erhöhe, was Dein Kind gebetet hat!“

— Als das Tabakrauchen in Folge der Entdeckung von Amerika in Europa bekannt zu werden anfang, verbot der damalige Papst dasselbe unter Androhung des Bannfluches, der Türkische Sultan unter Androhung — des Nasenabschneidens.

— Als dem alten Dessauer einst ein von ihm geschriebener Befehl zurückgebracht wurde mit dem Bemerkten, daß er durchaus nicht gelesen werden könne, zerbrach er sich verzehrend den Kopf, um sein Geschreibsel zu entziffern. Endlich warf er das Schreiben ärgerlich ins Feuer, indem er ausrief: „Aber Schwerenoth! ich hab's auch nicht geschrieben, daß ich's lesen soll, sondern Ihr!“

— Eine junge Künstlerin feierte ihren Geburtstag. Ein Herr, welcher von diesem glücklichen Unglück keine Ahnung hatte, klingelt und bittet das Dienstmädchen, ihrer Herrin seine Karte abzugeben. — „Is nich!“ — antwortete die Kammerkaze — „heute nehmen wir nur Schmuckfächer!“